Paed.
378
(2

STAATL. BIBLIOTHEK
REGENSBURG

Paed. 378/2

III
~~170. 2~~
Paed 378. II

C.

Meister Liebreich.

Ein nützliches moralisches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien.

Von

Rudolph Christoph Lossius,
Pfarrer in Schwerborn bei Erfurt.

Zweiter Theil.

Gotha,
bei Justus Perthes, 1800.

Erstes Kapitel.

Jetzt befanden sich unsere lieben Reisenden, Liebreich und sein Fritz, am Ende des Dorfes, und sahen mit prüfendem Blick vor sich hin in das weite Feld; denn es liefen eine Menge Wege nach verschiedenen Gegenden. Welches war nun der rechte und näheste Weg nach Thalbach? Liebreich war nie hieher gekommen, und wußte ihn nicht. Niemand war in der Nähe, den sie hätten fragen können, also war kein anderer Rath, als nach eigenen Gutdünken einen Pfad zu wählen und einzuschlagen. Doch, dort kam ihnen ein Bauer in einem weißen Kittel entgegen.

Als er näher kam, zogen sie beide ihre Hüte höflich ab, und grüßten ihn. Der Bauer rückte

nur an seiner schwarzbraunen Pelzmütze, und nickte kaum. „Guten Tag, lieber Freund," redete ihn Liebreich an; aber der Bauer machte ein hämisches Gesicht, und brummte nur so etwas in den Bart vor sich hin.

Liebreich. Seyd doch so gut, Freund, und sagt uns, welches der rechte Weg nach Thalbach ist.

Bauer. Wenn Ihr den Weg nicht wißt, so müßt Ihr ihn nicht gehen.

Liebreich. Wie kann ich den Weg wissen, da ich ihn in meinem Leben noch nicht gegangen bin.

Bauer. Was geht das mich an. Ich bin der Flurschütze nicht.

Liebreich. Aber doch wohl ein Einwohner des Dorfes, der den Weg kennt?

Bauer. Ei, ich habe mich um mich selbst zu bekümmern, und müßte viel zu thun haben, wenn ich jeden — — den Weg zeigen sollte.

Liebreich. Wer wird denn gleich schimpfen. Ich frage ja in allen Guten, und will Euch gern ein Trinkgeld geben.

Bauer. Ich brauche Euer Geld nicht; ich kann auch noch eine Kanne Bier bezahlen.

Er

Er brummte noch allerlei grobe Reden vor sich hin, aber Liebreich ließ ihn gehen, denn mit groben Menschen darf man sich nicht viel abgeben. Man ärgert sich nur über ihre Grobheiten, und setzt sich denselben erst recht aus, sobald man sie durch einige Empfindlichkeit reitzet. Wenn sie nicht einmal mit Liebe zu gewinnen sind, so ist mit ihnen gewiß auf keine andere Art hinzukommen.

Ein grober Mensch, dachte Fritz bei sich, ist doch ein unausstehlicher Mensch, und eben wollte er seinen Vater fragen: Ob denn die Landleute alle so wären? Allein es fielen ihm gar viele ein, die er als recht freundliche, gefällige und gute Leute kannte. Da war der alte Hekkert in Krautleben, Vetter Heiterbach aus Reinthal, und das gute Mütterchen aus Heubern, welches wöchentlich etlichemal kam, und Milch, Butter, Käse, Eier und dergleichen brachte; diese waren ja alle ganz anders, als dieser. Es wird wohl, dachte er, auf den Dörfern eben so, wie in der Stadt seyn, wo es grobe und undienstfertige, aber auch gesittete und liebreiche Menschen giebt.

Sein Vater, dem er diesen Gedanken mittheilte, gab ihm Beifall, und versicherte: Man dürfe nie die Fehler und Unarten einzelner Menschen dem ganzen Stande zuschreiben und entgelten lassen, zu welchem sie gehörten. Man handle sehr unrecht, wenn man urtheilen wolle, weil dieser oder jener so sey, wären die andern alle auch so; oder wenn man alle diejenigen unschuldigen Menschen um deswillen hassen wolle, weil sie zu dem Stande gehörten, aus welchem uns einer beleidiget habe.

Aber, erwiederte Fritz, lieber Vater, das mußt Du mir doch zugeben, daß die Landleute in ihrem Betragen nicht so sind, als die Städter. Sie haben so etwas eignes an sich, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll? — grob ist es nicht, das sieht man wohl; sie meinen es auch nicht böse, allein es fällt doch auf.

Liebreich. Freilich, wenn man sie mit dem gebildeten Städter vergleicht, dann fühlt man einen Unterschied, besonders bei denen, die sich nicht durch Umgang mit gesitteten Leuten verfeinert haben. Allein müssen wir denn die Landleute mit dem Städter vergleichen, oder müssen wir sie

nicht

nicht vielmehr nach ihrer Lebensart, Lage, Umgang, Erziehung, Unterricht und dergleichen Umständen beurtheilen, welche eben diesen Unterschied hervorbringen? Wir müssen den Landmann nehmen und beurtheilen, wie er ist, und wie er in seiner Lage seyn kann, aber nicht, wie wir ihn haben wollen. Die Landleute kann man gewissermaßen noch als eine Art Kinder der Natur betrachten, in der sie jeder Luft und Witterung ausgesetzt leben und arbeiten, daher wissen sie weniger von Kunst, Zwang und Verfeinerung, daher schon ihre verschiedene Kleidung, und die Neigung, ihren Kopf, den sie ohnehin gern warm halten, nicht gern zu entblößen, welches wir ihnen oft mit dem größten Unrecht für Grobheit auslegen. Ihre harten, beschwerlichen und öfters undankbaren Arbeiten, der Druck, unter welchem manche seufzen, die Verachtung und Mißhandlungen, welche sie oft von andern erdulden müssen, macht sie hart und mißmuthig. Sie haben mit wilden, muthigen und unbändigen Pferden, mit störrischen Ochsen, und allerlei Thieren zu thun, die sie mit einer gewissen Art von Härte behandeln müssen, über die sie sich oft ärgern und erzürnen, mit denen sie sich plagen und mar-

martern müssen, auch dieses stumpft ihre Gefühle ab. Sie wuchsen nicht, wie die Kinder des Städters, unter den Augen ihrer Eltern auf, sondern waren mehr sich selbst überlassen, da diese ihren Arbeiten nachgehen, folglich ist schon ihre Erziehung mangelhaft, wie denn endlich auch die Schulanstalten auf dem Lande nicht überall so sind, wie sie seyn sollten und könnten. Ihr ungekünstelter Umgang unter einander, und der wenige Umgang mit andern aus den verfeinerten Ständen, die sich oft aus Vorurtheil oder Stolz vom Bauer entfernt halten, dieses alles, lieber Fritz, und noch andere Umstände sind die Ursachen dieser Verschiedenheit im Betragen.

Am Ende, sagte Fritz, sind oft die Leute in den Städten selbst schuld daran, wenn die Bauern grob und tückisch gegen sie sind. Eben fällt mir die Nachbar Schindeln ein. Was schilt und schimpft diese des Markttags auf die Landleute, wenn sie nach ihrer Meinung die Früchte und Lebensmittel zu theuer bieten; sie betrügt und bevortheilt sie, wo sie nur kann, daß mich die Bauern manchesmal gedauret haben. Das sollte doch auch nicht seyn!

Freilich sollte das auch nicht seyn, rief plötzlich

lich eine unbekannte Stimme hinter Fritzen, und eine Hand klopfte ihm leise auf die Schulter. Fritz fuhr zusammen, und drehte sich um, da stand ein fremder Bauersmann hinter ihm, der sie freundlich grüßte. Schon an seiner Miene, an seinem Gruß und ganzen Betragen konnte man merken, daß er ein ganz anderer Mann als jener Weißkittel war. Er war hinter ihnen hergegangen, und mochte viel von ihrem Gespräch gehört haben, denn er versicherte: Wenn alle Stadtleute den Bauer so beurtheilten und behandelten, wie sie, so würde dann gewiß auch der Bauer mit dem Bürger besser umgehen. Es thut, fuhr er fort, einem ehrlichen Landmann oft wehe genug, wenn ihm die Stadtleute so verächtlich begegnen. Man muß an sich halten, wenn man sich nicht immer ärgern will, und sich gar vieles gefallen lassen! Weil wir nicht so manierlich in unsern Redensarten und Benehmen sind, wie die Städter, deswegen schelten sie uns grob und dumm. Sie glauben, es wachse uns alles zu, ohne zu wissen, wie sauer es uns wird, ehe wir der Erde etwas abzwingen können, wie oft wir unsere Noth haben, wenn nichts wachsen will, und Mißerndten kommen.

Wenn wir nun unsere Früchte theurer anrechnen müssen, weil wir weniger gebaut haben, und nach ihrer Meinung zu viel fodern, dann sind wir gottlose, geitzige und abscheuliche Leute. Man tadelt unsere Früchte, und betrügt uns durch großes und falsches Gemäß. Man bevortheilt uns, und sucht uns in Schaden oder Verdruß zu bringen, wo man nur kann, hängt uns schlechte Waaren theuer auf, und der Handwerker schlägt auf seine Arbeiten, die wir von ihm kaufen, indeß er von uns verlangt, wir sollen ihm alles um den wohlfeilsten Preis liefern. Vom schlechtesten heißt es: Es ist gut genug für den Bauer." Das sollten die Bürger auch nicht thun; denn ist es nur ein Wunder, wenn der Bauer grob, hämisch, mißtrauisch und betrügerisch wird? Der Städter kann uns ja so wenig, und noch weniger entbehren, als wir ihn, folglich sollte es eines mit dem andern gut meinen. Es giebt zwar auch viele in der Stadt, das muß ich sagen, die redlich und bescheiden mit uns umgehen, aber freilich ist das nicht durchgängig. Doch, ich will Sie nicht mit Klagen und Beschwerden behelligen! Wo soll denn die Reise hingehen?

Liebreich. Nach Thalbach. Sind wir auf dem rechten Wege?

Bauer. Je nun, man kömmt auch dahin, aber es ist der Fahrweg, der führt eine Viertelstunde um. Dort ist ein näherer Fußstieg.

Er beschrieb ihnen denselbigen sehr genau. Von hier, sagte er, gehen Sie über den Brachacker nach dem Rasenrande zu, dann links über ein Brückchen, das Gerstenfeld bleibt rechter Hand — doch, Sie möchten es nicht finden; ich will lieber eine Strecke mitgehen.

Liebreich wollte es zwar nicht annehmen, allein der gefällige Mann that es nicht anders. Während dem Gehen sprach Heinzer, so hieß er, allerlei über das Angenehme und Beschwerliche des Landlebens, und man kam endlich auch auf den Vorfall, der jenes Gespräch veranlaßt hatte, wo denn Fritz das Betragen des Weißkittels erzählte. Da lächelte Heinzer, und sagte: Aha, ich merke es schon, es wird Matthes gewesen seyn, den habe ich im Felde gesehen. Der ist wegen seiner Grobheit und Undienstfertigkeit weit und breit bekannt, und wird nicht anders, als der grobe Matthes genannt. Er ist es aber auch, denn es kann sich niemand rühmen, daß er von

ihm einen freundlichen Gruß, ein gutes Wort oder einen Liebesdienst bekäme. Hergegen ist ihm auch keine menschliche Seele gut, kein rechtlicher Mann giebt sich mit ihm ab, und niemand thut ihm etwas zu Liebe. Sie mögen mir es glauben oder nicht, der Matthes ist durch seine Grobheit von seinem Wohlstande herabgesunken. Schon als ein junger Bursche floh ihn jedes. Kein rechtschaffnes Mädchen, das auf ihre Ehre hielt, wollte ihn heirathen, ob er gleich ein feines Vermögen hatte, blos weil er so grob und hämisch war; er mußte also endlich seine Magd zur Frau nehmen, ein häßliches liederliches Weibsbild, das seine Wirthschaft verderben läßt. Kein ordentlicher Knecht, keine tüchtige Magd zieht und bleibt bei ihm, von Taglöhnern bekömmt er auch nur die, welche niemand haben will, folglich werden alle seine Feldarbeiten schlecht verrichtet, und es giebt Mißerndten, worüber denn Matthes immer verdrüßlicher wird. Fährt er seine schlechten Früchte zu Markte, so will sie ihm niemand abkaufen, niemand will sich mit ihm abgeben, weil man ihn kennt, und seine groben Reden befürchtet. Was hat er nicht schon für Strafe an die Obrigkeit zahlen müssen, weil er sogleich jeden mit

Grobheiten und Schimpfreden beleidigt, Zank und Schlägereien anfängt, und sich weigert, in der Gemeinde die Dienste zu thun, die er doch leisten muß! Wie oft ist sein Pferd und Geschirre mit ihm im Thore in Arrest genommen worden, weil er entweder der Wache grob begegnete, oder den Thorschreiber schimpfte. Jetzt ist sein Haus von der Obrigkeit zum Verkauf angeschlagen worden, weil er darauf geborgt hatte, und seinem Schuldherrn, der ihn um die rückständigen Interessen mahnen ließ, die gröbsten Reden gab — Nun gehen Sie nur den Fußsteig fort, da können Sie nicht fehlen; glückliche Reise!

Jetzt trennte er sich von den Reisenden, und gieng nach dem Dorfe zurück. Liebreich wollte ihm etwas Geld anbieten, allein damit durfte er ihm nicht kommen. Es ist Pflicht und Schuldigkeit, sagte er, seinem Nebenmenschen Liebesdienste zu erweisen, wo man nur kann. Unser Herr Pfarrer prediget uns oft vor: „Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, und fragt nicht: Was wird mir dafür?" Denn sobald man sich einen Liebesdienst bezahlen läßt, ist er kein Liebesdienst mehr, und mein gesunder Menschen-

ver-

verstand sagt mir schon, daß das so seyn muß. Wie wollte es denn um die menschliche Gesellschaft aussehen, wenn jeder nach dem albernen Sprichwort handeln wollte, das manche Leute anführen, um sich von aller Dienstfertigkeit loß zu sagen: Jeder für sich, Gott für uns alle. Nein, ich sage: Es ist jeder Mensch für den andern da.

Das sieht man ja, erwiederte Liebreich, aus den Einrichtungen des lieben Gottes in der Welt. Jedem hat er etwas besonders gegeben, dem einen Klugheit und Wissenschaft, dem andern Geld und Gut, einem dritten Körperkraft u. s. w. und jeden hat er auf seinen Posten gestellt, wo er würksam seyn soll.

Heinzer. Ich sage daher oft für meine Kinder: Was ihr thut, seyd gegen jeden Menschen höflich, freundlich und dienstfertig. Ein freundlicher Gruß, ein gutes Wort ist die erste Pflicht, die man dem andern erweißen muß, wenn man ihm weiter nichts zu Liebe thun kann; und wer kann denn ohne andere Menschen leben, wer kann sie entbehren?

Noch einmal drückten beide einander recht treuherzig die Hände, und Heinzer war so gefällig,

fällig, daß er die Reisenden bat, bei ihrer Rückkehr bei ihm einzusprechen.

Zweites Kapitel.

Nach einem kurzen Wege sahen nun unsere Wandrer, eben als sie um die Ecke eines Berges giengen, die Thurmspitze von Thalbach nebst der Kirche und dem Schloß des Herrn von Sommerstein aus Bäumen und Gebüsch hervorragen. Fritz klopfte in die Hände und versicherte, daß er ohne Müdigkeit recht gut hieher gekommen sey. Da machte ihn sein Vater abermals aufmerksam auf den gestrigen Regen, welcher den Erdboden weich gemacht, und den Staub gelöscht habe, der sich oft in großen Wolken vom Winde getrieben auf die Lunge wirft und das Athemholen erschwert, die Aussicht hindert, und die Kleider verdirbt. Lieber Fritz, sagte er, sey ja in Zukunft nie wieder verdrüßlich, wenn es nicht nach Deinem Wunsche geht, oder Dir etwas Widriges be-

begegnet; denke immer: Wer weiß, zu wie vielen es gut ist.

Ohnweit des Dorfes holten sie noch einen reinlich gekleideten Bauer ein, der mit einem kleinen Häckchen durch das Feld schlich. Man grüßte sich, und der Bauer ließ sich sogleich in ein Gespräch ein. „Wo soll die Reise hingehen?“ fragte er. Nach Thalbach zum Herrn von Sommerstein, war Liebreichs Antwort. So wie der Bauer den Namen dieses Herrn hörte, verzog sich auf einmal sein Gesicht, und er nahm eine so hämische Miene an, daß man seinen Haß und Neid merklich genug sehen konnte. Hm, sagte er mit verbißnem Grimme, was will denn der Geizhals einmal wieder bauen lassen? Es ist doch nur gut, daß er jemanden etwas zu verdienen giebt, damit der saure Schweiß seiner armen Unterthanen unter die Leute kömmt. Der wird auch nicht eher satt kriegen, bis ihm der Todtengräber — (er machte mit seiner Hacke den Todtengräber nach, wenn er Särge einscharrt.)

Als ihn Liebreich fragte: Worinne denn eigentlich der Geiz des Herrn von Sommerstein bestehe? konnte er nichts angeben, als daß er den Bettelleuten nicht genug gäbe, und seinen Unterthanen

thanen weder die Frohnen noch Zinsen erlasse; daß er Baumfrevler, Felddiebe und abackernde Bauern ohne Barmherzigkeit abstrafe, und sich nichts nehmen lasse.

Da sehe ich noch keinen Geiz, sagte Liebreich. Man müßte einen großen Beutel haben, wenn man allen Betteleuten, worunter das meiste liederliches Gesindel ist, genug geben wollte, und würde oft das größte Unrecht thun, wenn man sie mit reichlichen Spenden erst noch recht herbei locken, und in ihrer Liederlichkeit bestärken wollte. Wie ist denn die Herrschaft gegen Hausarme und andere Unglückliche?

Da konnte es der Bauer nicht läugnen, daß sie gegen solche sehr wohlthätig wären. Denen Kranken schicke man Labungen und Geld, die Frau von Sommerstein stricke selbst Strümpfe, verfertige oft Hemden und andere Kleidungsstücke für die Armen des Dorfes, und theile Bücher und Belohnungen unter fleißige Kinder aus. Der Herr von Sommerstein habe ganz auf seine Kosten ein neues Schulhaus erbauen lassen, und verwende die Strafgelder der Felddiebe, die doch ihm gehörten, zu einer Schulkasse, aus welcher dem Schullehrer vermehrter Gehalt, den armen Kin-

dern Bücher und Schreibematerialien, und denen Schulkindern überhaupt nützliche Lesebücher aus der Schulbibliothek abgeliefert würden. Ferner brachte er durch Nachforschen heraus, daß dieser edle Mann etliche neue Häuserchen habe bauen lassen, in welchem er arme aber ehrliche Taglöhner gegen sehr geringen Zinß, und seine in seinem Dienst alt gewordene Arbeiter umsonst wohnen lasse, auch habe er vor einigen Jahren ein unbrauchbares Ried umgerissen, und es an die ärmsten Einwohner verschenkt, damit sie sich Kartoffeln und dergleichen Gemüße erbauen sollten. So übersieht oft der neidische Mensch so vieles Gute an denen, die er bloß darum haßt, weil sie reich und vornehm sind. Von denen Zinsen und Frohnen mußte er selbst gestehen, daß sie ein altes Recht dafür wären, daß ihre Vorfahren von den Vorfahren des Edelmanns die Ländereien umsonst erhalten hätten, und aus Knechten freie Bauern geworden wären. Uebrigens konnte er nicht sagen, daß ihm diese Herrschaft jemals das geringste zu Leide gethan habe. Gleichwohl ließ dieser abscheuliche Mann seinen Neid und Haß noch bei jeder Gelegenheit aus. So oft sie vor einer Ackerfläche vorüber giengen, welche dem Guthe

gehörte, warf er einen hämischen Blick auf die schön wallende Saat, gieng mit Vorsatz nahe an den Früchten vorüber, zerknickte mit seiner Hacke und zertrat mit seinen Füßen so manchen schönen Halm; fand er Steine in dem Wege, so warf er sie mit Fleiß auf die Kleeacker, damit die Mäher ihre Sensen daran verderben, und Zeit über dem Ablesen hinbringen sollten; an den jungen Bäumen, mit welchen die Gemüßeäcker eingefaßt waren, rüttelte, zog und bog er, um sie zu verderben, kurz, er übte allen nur ersinnlichen Muthwillen und Boßheit aus, daß Liebreich sehr an sich halten mußte, um seinen Abscheu, seinen höchsten Unwillen gegen diesen Mann nicht auszulassen. Und dieser Niederträchtige hatte überdies gar keine Ursache neidisch zu seyn, da er einer der Wohlhabendsten und Reichsten im Dorfe war.

Ei, meinetwegen, rief er endlich aus, als ihn Liebreich alles widerlegte, und ihm seine Uebelthaten vorhielt, meinetwegen möchte es seyn, denn ich habe zu leben, wenn ich mich nur nicht darüber ärgerte, aber so werde ich nicht froh. Gehe ich in das Feld, und sehe die Früchte, so ärgere ich mich, sehe ich den Edelmann gefahren,

den Verwalter geritten, den Frohnknecht gegangen kommen, dann kehrt sich für Verdruß das Herz im Leibe um. Ich hätte längst gern der Herrschaft einen Prozeß an den Hals geworfen, damit sie doch auch Verdruß und Aerger in der Welt hätte, und habe die Gemeinde oft genug dazu aufgehetzt, wenn nur etwas auszurichten wäre. Aber, fuhr er mit sichtbarer und abscheulicher Freude fort, ich denke unser Herr Gott hat es ihr auch jetzt gezeigt. Ihr Junker ist sterbenskrank, und vor etlichen Tagen hat das Donnerwetter ihr Guth in Birkenhayn gänzlich verwüstet. Das ist schon recht. Wenn nur das Nest (auf das Schloß zeigend) auch einmal zusammen brennte, keine Hand wollte ich anlegen, lachend wollte ich zusehen. —

Noch nie war Fritzen ein abscheulicherer Mensch vorgekommen, als dieser, seine ganze Seele empörte sich über ihn, und auch Liebreich konnte es nun nicht länger abhalten. Er war nicht im Stande einen Abschied über seine Zunge zu bringen, die ihm wie gelähmt war, sondern faßte Fritzen bei der Hand, und schlug mit ihm einen Fußpfad ein, ohne darauf zu achten, was dieser Boßhafte noch lange vor sich hin brummte.

Als sich Fritz nach einiger Zeit umsahe, stand er noch immer auf der Stelle, blikte gräßlich umher, focht mit den Händen, und machte wüthende Geberden.

Großer Gott, rief Friz, was ist der Neidische für ein abscheulicher Mensch!

Ach, und ein unglücklicher Mensch, erwiederte Liebreich, der sich selbst um alle Freuden dieses Lebens, um alle Seelenheiterkeit bringt, und seinem Nebenmenschen so viel Unrecht thut!

Jezt waren sie am Eingange des Dorfes nahe am Schlosse.

Drittes Kapitel.

Das war ein Schloß, in welchem der Herr von Sommerstein wohnte! in der That ein schönes regelmäßiges Gebäude. Unsere Reisenden brachten ihren Anzug in Ordnung, und giengen hinein. Schon aus dem bescheidenen Betragen

des Bedienten, der sie anmeldete, aus den liebreichen, freundlichen Grüßen des übrigen Gesindes, schloß Liebreich auf die Güte der Herrschaft, denn es trifft gar oft ein: Wie der Herr, so sind auch seine Leute.

Fritz konnte sich beim Anblick aller Pracht des Gedankens nicht erwehren: daß doch wohl die Reichen und Vornehmen die glücklichsten Menschen in der Welt seyn müßten! So scheint es wenigstens nach den Aeusserlichen zu urtheilen. Sie bewohnen die prächtigsten und bequemsten Häuser, haben die schönsten Mobilien, können immer die schmackhaftesten Speisen geniesen, können, so oft sie wollen, fahren, reiten, jagen, spazierengehen, Gastmale halten, Besuche geben, Komödien, Bälle, Spielgesellschaften besuchen, und sich alle nur mögliche Lustbarkeiten erlauben. Sie dürfen nur befehlen, und alles gehorcht ihnen, sie brauchen keine Hand zu regen, keine Mühe und Beschwerde zu übernehmen, sondern können alles durch andere verrichten lassen; jedermann beugt sich vor ihnen, und sie können sich noch überdies oft das Vergnügen machen, andern Gutes zu thun, Glück und Freude um sich her zu verbreiten. Wie glücklich sind sie!

So

So dachte Fritz, aber wie bald wurde er in der Folge gewahr; daß in der Welt jeder Stand sein Gutes habe, wenn man gut sey, und seine Pflichten erfülle, daß übrigens der Reiche und Vornehme so gut wie der Geringe und Arme sein Theil von Leiden und Unannehmlichkeiten tragen müsse. Schon der Bediente, welcher sie in einen schönen Vorsaal führte, wo er sie mit einem vortreflichen Frühstück bewirthete, erzählte so viele Unfälle, welche diese gute Herrschaft seit kurzen betroffen hatten, daß Fritz sie von ganzen Herzen bemitleiden mußte. Er gedachte des Hagelwetters, welches so große Verheerungen auf dem Guthe zu Birkenhain angerichtet habe, wohin der Herr von Sommerstein gestern gefahren sey, um es zu untersuchen.

Da hätten wir also, sagte Liebreich, und sahe Fritzen dabei an, den Herrn gestern nicht angetroffen?

Nein, erwiederte der Bediente, er kam Abends spät und sehr niedergeschlagen zurück, und wurde noch trauriger, da er den Junker kränker antraf, als er ihn verlassen hatte. Dazu kam noch ein Brief, in welchen ihm der Tod eines

 seiner

seiner besten Freunde gemeldet wurde. Da ist ihm Essen und Schlaf vergangen, und ihm und seiner Gemahlin sind die Augen noch nicht viel trocken geworden.

In der Folge des Gesprächs erfuhr Fritz noch eine Menge Unfälle, welche dieser guten Herrschaft das süße und glückliche Leben ihres Zustandes verbitterten. So war sie mit einem benachbarten Edelmann in Prozeß wegen der Grenze des Guthes verwickelt worden, und dieser hatte auf ihren Feldern gejagt und sich allerlei ärgerliche Beeinträchtigungen erlaubt. Auch klagte der Bediente über die Grobheit, Undankbarkeit und Boßheit vieler der eigenen Unterthanen des Herrn, die bei allen Guten, das ihnen erwiesen werde, doch immer noch mehr verlangten, und sich durch Diebereien, Beschädigungen und allerlei Tücke zu rächen suchten. So habe ein boßhafter Kerl vor einiger Zeit dem Reitpferde des Herrn, das ihm über zweihundert Thaler gekostet, in der Schwemme ein Auge aus dem Kopfe geworfen, ein anderer das Federvieh auf dem Hofe vergiftet, ein dritter den Jagdhund erdrosselt.

Jetzt kam der Herr von Sommerstein aus dem

Kran-

Krankenzimmer, und suchte seine Wehmuth zu verbergen, um die Angekommenen freundlich zu begrüßen. Sie giengen ihm mit anständiger Verbeugung entgegen, und er behandelte sie sehr leutselig, und herablassend, unterhielt sich mit Liebreichen, und that einige Fragen an Fritzen, welche dieser zu seiner Zufriedenheit mit natürlich gutem Anstande und gefälliger Offenherzigkeit beantwortete, dann führte er beide in seinem Schlosse herum, wo Liebreich allerlei Aufträge erhielt.

Wie erstaunte Fritz, als er die prächtigen Zimmer mit Tapeten, Gemälden, kostbaren Mobilien und Kunstwerken sahe, und wie sehr wunderte er sich, als der Herr von Sommerstein von allen mit so vieler Gleichgültigkeit sprach, denn der Anblick war ihn längst zur Gewohnheit geworden, ja manches mit finstrer Miene tadelte! Liebreichen wurde der Riß zu einem vortreflichen Büreaux oder Schreibeschranke vorgelegt, der von Außen mit den schönsten Masern von Nußbaum, und von Innen mit dem theuren Mahagoniholz ausgelegt werden sollte, wovon er einen Ueberschlag machen mußte. Genau, antwortete er, kann ich es nicht angeben, allein

ich denke, über siebenzig Thaler soll er nicht kommen.

Der Herr von Sommerstein fand diese Forderung nicht übertrieben, sondern versicherte: Er sähe nun, daß er es mit einem ehrlichen Manne zu thun habe. Ja, es schien, als ob er nun erst ein recht gutes Zutrauen zu Liebreichen bekomme.

Es muß auch oft dem Reichen sehr empfindlich seyn, wenn er sich bei jeder Gelegenheit von eigennützigen Leuten übervortheilt, und oft schändlich betrogen sieht. Viele halten es gar nicht für Unrecht, sich ihre Arbeiten oder Waaren über allen Werth bezahlen zu lassen, oder schlechte, untaugliche Arbeit zu liefern, weil sie glauben: der Reiche könne es ja wohl bezahlen; da er doch so gut, wie jeder andere, seine Einnahme und Ausgabe eintheilen muß, wenn er ordentlich auskommen will; daß er in vielen Stücken mehr aufwenden, und reichlicher bezahlen kann, als der Arme, ist ja recht und gut, allein dieses berechtiget uns nicht, ihn zu betrügen. Man muß leben, und leben lassen. Es ist nicht recht, wenn der Reiche, wie man es nennt, allzugenau und knick-

rich ist, drückt und abhandelt, wo es nur ge=
hen will, und eben dadurch zieht er sich Haß,
Neid und Betrug zu. Aber es ist auch eben
so Unrecht, denn immer so gut wie jeder
Diebstahl, wenn man sich seine Arbei=
ten übertheuer bezahlen läßt. Was
recht ist, sagten unsere Vorfahren, das lobet
Gott.

Als daher Liebreich sich hinsetzen und eine ge=
nauere Berechnung machen wollte, ließ es der
Hr. v. Sommerstein durchaus nicht zu. Freund,
sagte er, wenn ich wüßte, daß Er bei dieser
Arbeit zusetzen müßte, so wollte ich Ihm lieber
noch etwas mehr willigen, allein das hoffe ich
nicht, denn ich weiß so ziemlich einen Ueber=
schlag zu machen, und habe mich immer bemüht
zu erfahren, was eine jede Sache kostet, und
werth ist. Wer das nicht thut, wird alle Au=
genblicke betrogen. Wir werden schon mit ein=
ander hinkommen, das sehe ich wohl, und ver=
sichere Ihn, Er soll mit mir zufrieden seyn. Dar=
um giebt uns der liebe Gott etwas
mehr, als wir brauchen, damit wir
es andern auch wieder sollen zu gute
kommen lassen. Es ist gar ein trauriges

Leben, blos um das liebe Brod arbeiten zu müssen. Wo will da Lust zur Arbeit, Eifer und Erfindungsgeist herkommen, wenn es immer nur von der Hand zum Munde geht? das soll Er bei mir nicht besorgen. Er soll außer dem ordentlichen Verdienste auch noch etwas übrig haben, um sich sonst ein Vergnügen oder anderweitigen Vortheil zu machen. Wir Reiche müssen den Armen mit übertragen helfen, und bei seiner Denkungsart glaube ich gewiß, Er macht dafür, daß Er bei mir etwas mehr verdient, ein andermal einem Armen den Sarg um desto wohlfeiler, wohl gar umsonst.

Unterdessen sahe sich Fritz überall um, und fand hie und da vieles, das seine Neugierde reitzte, und ihm Vergnügen gewährte, ja der Herr von Sommerstein war so gefällig, daß er ihm manches Gemälde erklärte, von manchem Kunstwerk die Einrichtung, den Nutzen, woraus, wo, und wie es verfertiget werde, erzählte, und sogar mit einer Luftpumpe und Elektrisirmaschine allerlei belehrende Versuche anstellte, wodurch sie sehr angenehm unterhalten wurden.

Vom Schlosse gieng es nun in den Garten, der wie ein englischer Park angelegt war. Hier

wußte

wußte man nicht recht, ob die Natur oder Kunst das meiste zu diesen abwechselnden Gruppen beigetragen hatte. Da waren Rabatten mit allerlei wohlriechenden und prächtigen Blumen, in einer andern Gegend standen theils im Freien theils noch in großen Gewächshäusern hohe Citronen-, Pommeranzen-, Apfel de Sina- und dergleichen Orangeriebäume in großen Kübeln, ja sogar einige Kaffe- und Baumwollenbäume, an denen Früchte hiengen, und deren Anblick Fritzen sehr lieb war, da er noch keine gesehen hatte. Rechts gieng es in ein niedliches Buschwäldchen, in welchem außer den hohen Ulmen, Birken, Fichten, Eichen und Pappeln allerlei fremde Gesträuche in angenehmer Mischung standen, und im dunkelsten Dickig befand sich eine kleine Einsiedelei. Sie war von Außen mit Baumrinde beschlagen, mit Moos gefüttert und mit allerlei Muschelschaalen besteckt, das Dach von Stroh, und oben ein kleines Thürmchen mit einer Glocke. Als man aber die Thür öffnete, da wurde Fritz durch den auffallendsten Anblick überrascht. Er trat nemlich in ein Zimmer, das mit den schönsten Tapeten beschlagen, mit den herrlichsten Tischen, Stühlen, Kanapees besetzt, und mit Spiegeln,

geln, Wandleuchtern und gläsernen Leuchtern, kurz, mit aller Bequemlichkeit und Pracht ausgezieret war.

Von hier kamen sie durch schlängelnde Wege in eine Allee, an deren Ende Grotten, Wasserfälle und andere Kunstwerke angebracht waren. Hier und da standen Bildsäulen, Vasen, aufgethürmte Felsenstücke mit Inschriften; an einem andern Orte alte Brücken, versunkene Mauren, eingefallene Thürme, welche alle durch Kunst so täuschend gebaut worden waren, als ob sie aus dem grauen Alterthum herrührten. Endlich, nachdem die Gesellschaft noch viele Krümmungen und Gänge durchwandelt hatte, kam sie auf einen offnen Platz, wo sich ein großer Teich befand, in dessen Mitte eine kleine Insel hervorragte. Auf dem Wasser schwammen türkische, wilde und zahme Enten, Schwäne, Wasserhühner und dergleichen Geflügel, Fische plätscherten im Wasser, und waren so wenig scheu, daß sie vielmehr hineingeworfenes Brod auffiengen. Man stieg in eine Gondel, und fuhr nach der Insel zu, deren Ufer mit lauter wohlriechenden Kräutern und Blumen eingefaßt war, welche dem Auge den lieblichsten Anblick gewährten, und die süßesten

Wohl-

Wohlgerüche verbreiteten. Mitten auf der Insel war ein Hügel mit Gesträuch, Cypressen und hohen italienischen Pappeln bepflanzt, die zwischen alten ehrwürdigen Eichen und wilden Kastanienbäumen hervorragten. Als sie sich durch dieses Dickig gearbeitet hatten, da standen sie auf einmal vor einem Tempel, dergleichen die alten Griechen und Römer hatten, dessen Kuppel auf Säulen ruhte. Hier befanden sich Grabhügel mit Monumenten und Inschriften. Hier, sagte der Herr von Sommerstein wehmüthig, liegen die Körper meiner vortrefflichen Eltern und meiner biedern Vorfahren, hier (auf kleine Grabhügel zeigend) die kleinen Leiber von dreien meiner Kinder, und hier — er zeigte eine leere Stelle — hier, sagte er mit Ruhe und Heiterkeit, soll auch einst mein Körper verwesen, wenn ich von der Erde geschieden bin.

Nach einer Pause, wo stilles Nachdenken sich aller bemächtiget hatte, schiffte man wieder zurück, und nun führte der Edelmann Liebreichen und Fritzen zu seinen Lieblingsplätzchen in einen dunklen Wald, wo hundertjährige Eichen, Linden, Buchen und allerlei Bäume standen, und in den

Gebü-

Gebüschen Finken, Stieglitze und allerlei Vögel herumflatterten, welche das lieblichste Konzert machten. Unvermerkt wand der Weg sich schlängelnd durch diese schöne Mischung von Bäumen und Sträuchen durch diese künstliche, scheinbare Wildniß höher und immer höher hinauf, endlich kam man zu einer ziemlichen Anhöhe, wo in etliche große Lindenbäume eine Hütte angebracht war, durch viele Treppen und schneckenförmige Gänge kamen sie zuletzt auf einem offnen Saal im höchsten Gipfel der Linden, mit den Kronen dieser Bäume beschattet, und hier genoß die Gesellschaft die reizendste, herrlichste Aussicht, welche man sich nur denken kann. Vor sich sahe man das Schloß, den Garten und das dahinter liegende Feld, durch welches Liebreich und Fritz gegangen waren; links lag das ehrwürdige Waldgebirge in blauer Ferne vor ihrem Blicken, rechts sahe man in ein lachendes Thal, durch welches sich ein Fluß neben Wiesengründen hindurchschlängelte, dessen Ufer mit Pappeln und Weidenbäumen besetzt war, an welchem Mühlen klapperten und wo hie und da schöne Brücken angebracht waren. Hinter ihnen öffnete sich die Aussicht in weite Fluren mit Dörfern besät, und

ganz

ganz im Hintergrunde ragten zwischen einigen Bergen die Thurmspitzen der Stadt hervor.

Wahrhaftig, rief Liebreich heiter aus, nachdem er diese Aussichten mit Entzücken genossen hatte, hier fühlt man die Wahrheit dieser Aufschrift. Sie war künstlich in die Rinde eines Lindenbaums eingegraben, und hieß:

O, wunderschön ist Gottes Erde,
und werth, auf ihr vergnügt zu seyn;
drum will ich, bis ich Asche werde,
mich dieser schönen Erde freun.

Ein Bedienter meldete jezt die Ankunft des Arztes, und der Herr von Sommerstein entfernte sich, Liebreich aber genoß noch eine geraume Zeit mit Fritzen diese herrliche Aussicht.

Viertes Kapitel.

Als sie nachher hinabstiegen und sich noch hie und da im Garten umsahen, hörten sie in der Entfernung Menschengesang, den eine Art von Flöte begleitete. Leise schlichen sie nach

der Gegend hin, und wurden von einem sehr angenehmen Anblick überrascht. Unter einer großen schattigen Linde saß eine Gärtnersfamilie. Der Mann, der Flötenbläser, hatte ein alterndes, von der Sonne braun gebranntes, aber dabei sehr heitres und gutmüthiges Angesicht, sein Weib hatte ein kleines Kind auf ihrem Schooße, indeß ein zweiter Junge mit vollen rothen Backen den Rest einer Milchsuppe aus einem Topfe verzehrte, und bisweilen den Takt mit den Löffel zur Musik schlug, auch, wenn er eben hinabgeschlungen hatte, mit in den Gesang einstimmte, welchen die Mutter und das älteste Mädchen zur Flöte des Vaters sangen. Es war das Lied, welches sich auch im Mildenheimischen Liederbuche befindet, und ganz auf diese Familie paßte:

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
wenn ich zufrieden bin.
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
so hab ich frohen Sinn,
und sing mit dankbarem Gemüth
mein Morgen- und mein Abendlied.

Wie mancher lebt in Ueberfluß
hat Haus und Hof und Geld,

und

und ist doch immer voll Verdruß,
 und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
 und deucht mir doch so schön,
hat Freuden ohne Maaß und Zahl,
 läßt keinen leer ausgehn.
Der Vogel, Fisch, und Käfer klein
kann sich der schönen Erde freun.

Und uns zur Freude schmückt sich ja
 das Feld, das Thal, der Wald,
die Vögel singen fern und nah,
 daß alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch uns zu,
die Nachtigal bei süßer Ruh.

Und wenn die liebe Sonn aufgeht,
 und golden wird die Welt,
wenn alles in der Blüthe steht,
 und Aehren trägt das Feld,
dann denk ich: Alle diese Pracht
hat Gott zu unsrer Lust gemacht.

Dann dank ich Gott, dann lob ich Gott,
 und leb voll frohen Muth,
und denk: Es ist ein guter Gott
 er meint's mit allen gut.
Drum will ich stets zufrieden seyn
und mich des guten Gottes freun.

Bravo, rief jetzt der heitre Gärtner, legte seine Flöte hin, und klopfte in die Hände, immer zufrieden und gutes Muthes, dann wird die Arbeit zur Lust und das Leben so leicht und süß! Prost die Mahlzeit, liebe Frau, und dem kleinen Schäker da, ha, schlaf ein, du Schelm, daß die Mutter etwas thun kann. Der Kleine reichte mit seinen kleinen Händchen nach ihn, und spitzte sein Mäulchen, als wollte er dem Vater einen Kuß geben. Er nahm ihn einen Augenblick, drückte ihn mit inniger Vaterliebe an sich, küßte ihn, und gab ihn der Mutter zurück, dann kniff er den kleinen dicken Jungen mit dem Milchbarte in die Wange, und gab seinem Weibe die Hand. Nun, zur Arbeit, rief er, lebe wohl einstweilen. Er nahm noch ein Stückchen Brod in die eine Hand, die große Gartenscheere unter den Arm, und einen Blumenstrauß in die andere Hand, so machte er Anstalt zum Fortgehen.

Liebreich und Fritz hatten diese Szene durch ein nahes Gebüsch mit einiger Rührung belauschet, um diese guten Menschen nicht zu stöhren. Jetzt traten sie hervor, und wünschten eine gesegnete Mahlzeit. Freundlich dankte man ihnen, und der heitre Gärtner reichte ihnen beide Hände

entge-

entgegen: Ist's gefällig, sagte er, dieses oder das?

Liebreich. Ich danke. Beides ist nicht für uns bestimmt. Diese Blumen ohnstreitig der Herrschaft, und dieses Brod den Zufriedenen.

Pfuhl, so hieß der Gärtner, nickte, und erwiederte: Wohl wahr. Ich will die Blumen dem guten kranken Junker bringen, vielleicht erquicken sie ihn. (Mit wehmüthiger Miene und zum Himmel gerichteten Blicken.) Lieber Gott, die guten Reichen und Vornehmen haben so vieles, um sich das Leben angenehm zu machen, aber, was hilft ihnen denn alles, wenn sie krank und elend sind, oder sonst Kummer und Anliegen haben? Er dauert mich von Herzen, der gute Junker, es ist ein leutseliges mitleidiges Kind, wie seine Eltern!

Liebreich. Seit wie lange ist er den eigentlich krank?

Pfuhl. Wie es heißt, liegt er nun seit vier Tagen, aber es hat ihm schon lange angehängt. Er sahe immer so bleich aus, wie der bittre Tod, und hatte keinen Muth und kein Blut. Ich wollte wohl die Ursache errathen,

aber wer will denn diese gute Herrschaft kränken. Die Kinder werden zu weichlich erzogen. Sie dürfen nicht an die Luft, wenn das Wetter nicht ganz außerordentlich schön ist, werden durch allzuwarme Kleider für den Einfluß der gesunden Luft verwahret, schlafen bis mitten in den Sommer in geheitzten Zimmern, liegen in dichten Federbetten, und dadurch werden sie an das ewige Schwitzen gewöhnt, welches sie immer schwächlicher macht. Weht sie nun einmal ein rauhes Lüftchen an, sogleich liegen sie über den Haufen, und gleichwohl, wenn sie sich nur ein wenig bewegen, denn erhitzen sie sich und schwitzen, eben weil sie so schwächlich und weichlich sind, der Schweiß tritt zurück, nun giebt es Schnupfen, Husten, bösen Hals, Kopf- oder Zahnweh, Gliederreißen, aufgeschwollne Gesichte und allerlei Flußkrankheiten. Da müssen dann die Aerzte helfen, und durch das ewige Arzneieinnehmen werden nun auch die Eingeweide geschwächt, also kann es nicht anders kommen, solche Kinder müssen schwächlich und elend werden, und daher werden sie leider auch ihres Lebens nicht recht froh, sondern schleichen wie Schatten herum. Viele Naturfreuden dürfen sie gar nicht genießen,

und

und wenn sie sich auch einmal ein Vergnügen machen wollen, so müssen sie es durch nachfolgende Krankheiten theuer genug bezahlen. Solche Kinder sind sehr zu bedauren! Wenn ich bedenke, wie tausendmal froher leben meine Kinder bei so geringer Kost, und weniger Abwartung. Kein Arzt verschreibt ihnen etwas, und gleichwohl sind sie so gesund, wie die jungen Finken dort im Neste.

Pfuhls Frau nickte und setzte hinzu: Auch die übrige Lebensart ist den Kindern schädlich. Sie essen öfters Torten und dergleichen Zuckergebacknes, fettes Backwerk, gewürzte Speisen, süß und saures, wie es die Köche untereinander mischen, und das liegt dann den Kindern in ihren schwachen Magen, ohne daß sie es recht verdauen können, wird sauer und scharf, daher kommen denn Fieber, verdorbnes Blut u. d. gl. Hernach trinken sie Koffee, Chokolade, hitzige Weine, Punsch, wie sie es nennen, — ich habe es in meinen Leben nicht getrunken, aber man sagt, es sei jungen Leuten höchst schädlich — da ist es dann kein Wunder. Ich lasse allenfalls dergleichen hitzige Getränke für alte Leute gelten, denen das Feuer im Blute nach und nach ausgeht,

aber für Kinder — sie schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, und griff nach einem großen Koblenzer Kruge, den sie um der Kühlung willen im Gebüsch verborgen hatte. — Da lobe ich mir gutes Halbbier, oder frisches Quellwasser, mit unter einen Trank gutes Bier oder Milch, das ist gesund. Nicht wahr, lieber Mann? Prost.

Mit innigen Wohlbehagen genoß sie den Trank aus der reinen Quelle, die dort im Garten aus einem Felsen rieselte, als ob es das köstlichste Getränk sey. Schon wischte der kleine dicke rothwangige Junge seinen Milchbart ab, um ebenfals seinen Durst zu löschen, und so gieng der Krug die Reihe hindurch von Mund zu Mund. Glückliche Menschen, dachte Liebreich bei sich, denen Zufriedenheit bei Gesundheit das schwarze, trockne Brod seegnet, und den Wasserkrug würzet.

Das ist, sagte Pfuhl, als er den Krug vom Munde absetzte, noch der Vortheil bei einfacher Kost, daß man sie nicht aus Uebermuth und unmäßig genießet. Man ißt nicht eher, als bis man Hunger hat, und trinkt nur für den Durst. So bald man gesättiget ist, hört man

auf.

auf. Köstliche, schmackhafte Speisen und Getränke im Gegentheil reizen und verführen den Menschen, mehr zu genießen, als er sollte, und schaden auf diese Weise doppelt durch ihre Bestandtheile, und durch das Uebermaas.

Fritz erstaunte, als er diese arme Familie bei so geringem Taglohn, ohne alles andere Vermögen, bei der ärmlichsten Lebensart mit solcher Zufriedenheit ihren Zustand loben hörte. Nach Pfuhls Angabe hatten sie täglich fünf Groschen und des Sonntags sieben Groschen zu verzehren, was war dieses unter so viele? Gleichwohl versicherte er, und rief: Gott weiß es, ich beneide keinen Reichen und Vornehmen, denn ich bin auch ein recht glücklicher Mann. Ich genieße in meiner Art eben das Gute, wie sie, und habe ihre Sorgen und Beschwerden nicht. Alles, was ich weit und breit um mich sehe, ist so gut, als ob es mein Eigenthum wäre, und ich habe Antheil daran, wie der Besitzer. Ich kann mich über die schönen Feldfrüchte eben so freuen, als wären sie mein. Die Blumen im Garten riechen mir eben so süß, als ihrem Herrn; von jenen Bäumen fällt manche Frucht auch für mich ab, und die Gemüßbeete geben mir mit Erlaub-

niß der Herrschaft manches Sonntagsessen. Dort im Winter- und Sommerfelde wächst Korn, Weitzen und jedes Getraide auch für mich zu Brod, Kuchen, Fleisch und Bier, auf der Wiese frißt die Kuh für mich ihr Theil, und giebt Milch, Butter und Käse, denn für meinen Wochenlohn kann ich mir alles kaufen. Was will ich denn mehr? Dabei bin ich mit den Meinen immer gesund, fröhlich und zufrieden, ach, und Gesundheit, lieber Freund, Gesundheit geht in der Welt über alles! Uns ist ein Tag wie der andere. Ich bin auf Jakobi zwei und funfzig Jahr alt, aber es hat mir noch keine Ader wehe gethan; und was genieße ich nicht für Freuden in meiner Familie, in meiner Lage, so arm ich bin! Hier, Freund, sieht Er meinen ganzen Reichthum (auf seine Familie zeigend) aber, wer mag mir dieses Kapital anschlagen, davon ich täglich die Zinsen in tausendfachen Freuden bekomme? Was gäbe mancher darum, wenn er so einen dicken, gesunden Jungen hätte! Ach, ich würde nicht fertig, wenn ich alle das Angenehme meines Zustandes beschreiben wollte! Komme ich des Abends von Luft und Arbeit ermüdet nach Hause, und strecke mich auf mein

La-

Lager, dann empfinde ich so recht das Süsse des Ausruhens, das Angenehme des kommenden Schlafes. Kaum kann ich den Meinigen und der ganzen Menschheit eine gute Nacht wünschen, so fallen auch schon die Augen zu. Leiden und Schmerzen habe ich nicht, Kummer und Sorgen mache ich mir nicht, für bösen Thaten hüte ich mich, also schlafe ich ruhig ohne Träume und Herzensangst. Mit der Morgendämmerung gehen mir die Augen wieder auf und über die Empfindung geht nichts, sich ausgeruht, gestärkt zu fühlen; heiter und gesund zu erwachen. Nun geht es an die Arbeit in den Garten, die kühle Luft, ach wie labend, wie stärkend für einen festen Körper, der daran gewöhnt ist! Vielleicht ein heiterer Morgen dazu, und diesen im Garten genossen, wo hier eine Blume mehr aufgeblüht ist, dort ein Auge weiter getrieben hat, die Thautropfen an jedem Grashalm hängen, an jedem Blatt wie Perlen und Edelsteine glänzen; Blüthengeruch, Vogelgesang — wem wollte sich da nicht das Herz im Leibe erweitern? wer wollte nicht heiter und gut seyn, wenn er hier an den lieben Gott denkt, der alles so herrlich eingerichtet hat, und es so gut mit den Menschen meint!

Jetzt schmeckt das Stückchen Brod mit Salz als Frühstück köstlich. Wenn dort die Sonne über der hohen Weißtanne steht, dann ist Mittag, und wem schmeckt der Kartoffelbrei, die Milchsuppe, oder auch nur Käse und Brod besser, als dem Gärtner Pfuhl? Wer sättigt sich hier unter der Linde mit den Vögeln und Fliegen an offener Tafel mit mehr Wohlgefallen, als er mit Weib und Kindern?

In diesem Tone schilderte er noch lange seinen glücklichen Zustand mit solcher Theilnahme, daß ihm bisweilen die hellen Thränen über die braunen Wangen rollten. Fritz so wie sein Vater waren innig gerührt, und konnten ihm nichts bessers wünschen, als daß dieser Zustand immer so bleiben möge, denn an ihm sähe man recht, daß es wahr sey: Wer zufrieden ist, der ist reich.

So könnten es ja alle Menschen ja noch besser haben, fuhr Pfuhl fort, und so sollten sie leben, wenn sie vernünftig wären. Wer zufrieden leben will, der muß nur nicht daran denken, daß es Menschen giebt, die reicher und vornehmer sind als er, wenigstens nicht glauben, daß

sie

sie deswegen froher lebten. Das ist falsch. Unser Frohseyn und Frohwerden liegt in uns, und nicht in Geld und Gut, es muß aus unserer Seele kommen, sonst ist es eine elende sinnliche Freude. Darinnen versehen es viele. Sie denken: Reichthum und vornehmer Stand, der mache glücklich und froh an sich, ohne daß man etwas dabei zu thun habe, und nun fangen sie an zu wünschen, zu träumen, zu streben und zu arbeiten, daß sie empor wollen. Gelingt es ihnen, reich oder vornehm zu werden, so ist ihnen darüber der beste Theil ihrer Lebenszeit unter Mühe und Sorge verstrichen, ohne daß sie froh geworden sind, sie haben Kränkungen und Beschwerden genug darüber ausgestanden, und sind nun auch nicht froher als zuvor, denn sie bekommen nicht satt. Ist es ihnen nicht gelungen, dann sind sie mit Gott und aller Welt unzufrieden, grämen und ärgern sich, ohne nur eine heitere Stunde genossen zu haben. Die Thoren! Hätten sie immer ihre Pflicht gethan, und dabei das angenehme, das ihr Zustand gewiß hatte, aufgesucht, sich es recht hoch angerechnet und benutzt, dann würde es ihnen nie an Lebensfreuden gefehlt haben. Wer aber das nicht thut,

der wird nie froh, und wenn er reich wie Krö- sus, und vornehm wie ein Kaiser wäre.

Fünftes Kapitel.

Sie wurden durch einen Gartenknecht unterbrochen, der sich nach etwas erkundigte. Obgleich Liebreich dem zufriedenen Pfuhl recht geben mußte, so kam es ihm doch etwas bedenklich vor. Er machte daher den Einwurf: daß eine zu tiefe Verachtung des Reichthums und eines vornehmen Standes doch auch nicht recht sey. Es sey doch eine Gabe Gottes, oft ein Lohn unserer Thätigkeit und Tugend, eine Ermunterung zum Emporstreben, und ein Mittel viel Gutes in der Welt zu wirken.

Ei, sagte Pfuhl, das weiß ich wohl. Ich weiß auch, daß viele arme Leute deswegen verächtlich davon sprechen, weil sie beides nicht haben. Sie würden gewiß anders reden, wenn sie reich und vornehm wären. Eine solche Ver-

ach-

achtung ist unrecht, denn sie lähmt die Thätigkeit des Menschen, und erstickt manchen guten Keim. Ich bin vielmehr überzeugt: daß es Pflicht für jeden Menschen ist, seine Vermögensumstände so sehr zu verbessern, als es ihm möglich ist; sich so hoch empor zu arbeiten, als er nur auf rechtlichem Wege kann, ohne Böses zu thun und Unrecht zu begehen. Allein wir sollen ja nicht denken, daß wir deswegen in der Welt sind: sondern wir sind da, daß wir in der Lage, in welcher wir sind, unter den Umständen, in denen wir leben, auf den Posten, auf welchen uns der liebe Gott gesetzt hat, thun sollen was recht und gut ist, ohne uns übrigens darum zu bekümmern, ob uns der liebe Gott zu reichen oder armen, vornehmen oder niedrigen Menschen will werden lassen. Gab er uns durch Erbschaften, Heirathen, im Handel und Wandel, oder sonst auf eine ehrliche Art Reichthum, den sollen wir nicht verachten, nicht hinweg werfen, noch auf liederliche Art verschwenden und durchbringen, wir sollen aber auch nicht thun, als ob wir in der Welt zu gar

nichts

nichts andern da wären, als um immer mehr zusammen zu scharren, sollen nicht karg gegen uns selbst, und andere werden, niederträchtig und gewissenlos bei unserm Gewerbe handeln, und uns alle Ungerechtigkeiten erlauben, um nur Geld über Geld zu erwerben. Sondern wir sollen immer thun, was recht ist, arbeitsam, sparsam leben, mildthätig seyn, uns und den Unsrigen durch diese Mittel das Leben angenehm machen, unsere Kinder gut erziehen, und ihr weiteres Fortkommen durch die Welt durch diese Mittel erleichtern, wohlthätige Anstalten befördern, und dergleichen. Der Vornehme soll seine Pflicht thun. Nicht niedrige Menschen unterdrücken, hart, grausam, stolz und übermüthig seine Brüder behandeln, sondern jeden lieben, und ihm Gutes erweisen. Er soll sein Ansehen und seine Macht dazu anwenden, daß der Unterdrückte empor komme, der Verfolgte und unschuldig Gekränkte beschützt werde, Recht und Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung erhalten und befördert werde, u. d. gl. Wem es nun aber, wie mir, bei aller Mühe und Anstrengung nicht gelang, empor zu kommen, der soll ruhig seyn, und denken: der liebe Gott hat es so haben wollen.

sen. Es müssen Reiche und Arme unter einander leben, damit einer dem andern hilft und Gutes erweiset, und jeder thut, was recht ist. Jenen hat es betroffen reich zu seyn, dich, nicht reich und vornehm zu werden. Das wußte der liebe Gott am besten, wozu er dich brauchen wollte, aber jeder kann in seiner Art ein frohes Leben führen, wenn er das Seinige thut. Thut er es nicht, so ist er bei Reichthum und Hoheit, so wie bei Armuth und Niedrigkeit elend.

Liebreich versicherte, daß dieses auch seine Meinung und seine Grundsätze wären, nach denen er lebe; Wer nur immer das Seinige thue, der könne getrost alle seine übrigen Schicksale der Vorsehung Gottes überlassen, und gewiß glauben: sie werde es wohl machen.

Daher, sagte Pfuhl, mache ich mir auch keine Sorgen und Kümmernisse wegen der Zukunft. Ich könnte ja denken: Wie würde es aussehen, wenn ich alt, schwach, und elend werden sollte, wenn meine Frau oder Kinder krank würden, wenn ich stürbe, wenn meine gute Herrschaft stürbe; wenn ein Fremder mir das Brod nähme, oder sonst ein Haußkreutz mich beträfe? Allein,

was gewänne ich damit? Daß ich mich ohne Noth vor der Zeit abhärmte, krank, verdrießlich und unfreundlich wäre, mir und andern das Leben verbitterte, und erst noch allerlei Uebel herbei führte, indeß ich jene unvermeidlichen Unfälle nicht abhalten könnte. Nein, ich mache mir wegen der Zukunft keine ängstlichen Vorstellungen. Ich arbeite vielmehr was ich kann, lebe einig mit meiner Frau und aller Welt, erziehe meine Kinder zu guten Menschen, und nun denke ich: das übrige magst du, lieber Gott, thun, ich kann es nicht weiter bringen. So lange meine gnädige, liebe Herrschaft lebt, weiß ich gewiß, sie verläßt den alten ehrlichen Pfuhl nicht, wenn er auch stumpf werden sollte. So lange mich der liebe Gott hier brauchen und erhalten kann, wird er mich leben lassen, und durch meinen Fleiß ernähren; geht das nicht mehr, nun dann wird er schon wo anders mich unterzubringen und zu versorgen wissen.

Er sahe heiter zum blauen Himmel empor, und rief: So will ich leben, bis mir im Tode die Hippe aus der Hand fällt, und die Meinen werden auch schon gut durch die Welt kommen, wenn sie fleißig und brav sind. Wären sie das

nicht

nicht, so würden ihnen auch tausend Thaler nichts helfen, wenn ich sie ihnen hinterließ.

Jetzt kam der Herr von Sommerstein wieder zurück, und nahm seine Gäste mit sich auf das Schloß. Herzlich drückten Liebreich und Pfuhl einander die Hände beim Abschied, und wünschten einander wohl und stets vergnügt zu leben.

Sechstes Kapitel.

Liebreich machte jetzt ernstliche Anstalten zur Abreise, weil er es unter den Umständen bei der Krankheit des Junkers nicht für rathsam hielt, länger zu verweilen; allein der Herr von Sommerstein ließ es durchaus nicht geschehen. Ueber dem Gespräch wurden sie durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, welcher nach einigem Anklopfen in das Vorzimmer hereingeschlüpft kam, und mit einer Menge Kratzfüßen, tiefen Verbeugungen und künstlichen Komplimenten auf

den Herrn von Sommerstein los gieng, ohne der beiden andern zu achten.

Er beugte sich, um den Herrn von Sommerstein den Rock zu küssen, aber dieser fuhr zurück, und ließ ihn nicht einmal die Hand zum Kuß, welche er im Hui ergriffen hatte. „Allerunterthänigster Diener, rief er, mein Hochwohlgebohrner, gnädiger Herr, Ihro Hochwohlgebohrnen Gnaden werden meine Freiheit allergnädigst verzeihen, daß ich mich abermals erkühne, Hochdenenselben meine allerunterthänigste Aufwartung zu machen.“

In diesem Tone gieng es noch lange Zeit fort. Alle Augenblicke kam ein neues Kompliment mit allen nur möglichen Ehrentiteln heraus, wie man sie Fürsten und Herzogen zu geben pflegt. Der Herr von Sommerstein verzog bisweilen empfindlich das Gesicht, und beantwortete alles ziemlich kalt. So abgehärmt, so bleich und wehmüthig er aussahe, so versicherte doch der lustige Herr Blaukert (so hieß er) daß es ihm unendlich freue, Hochdieselben in so hohen Wohlseyn zu erblicken.

Es geht noch mit dem Wohlseyn, erwiederte der Herr von Sommerstein. Ich habe ein krankes Kind.

Blankert nahm eine traurige Miene an, und antwortete mit Achselzucken: O, das bedaure ich unendlich. Der Herr wolle Hochdenenselben, dem gnädigen jungen Herrn sehr bald wieder zur Gesundheit verhelfen; auch ich werde mich darüber im Innersten meiner Seele erfreuen, da ich den größten Antheil nehme an allen, was Hochdieselben, und Dero ganzes hochgnädiges Haus angehet. Habe zwar die Gnade nicht, den gnädigen jungen Herrn zu kennen, allein, ich schließe vom gnädigen Herrn Pappa, auf den gnädigen Herrn Sohn.

Der Herr von Sommerstein trat an das Fenster, als wolle er nach dem Wetter sehen. Blankert sahe sich dreist im Zimmer um, warf den Kopf auf die Seite, und sagte: Das muß wahr seyn; der gnädige Herr bewohnen ein Schloß, das seines Gleichen weit und breit sucht, ein Schloß, wenn mancher Fürst, ach, was sage ich, mancher König ein solches hätte, er brauchte sich nicht zu schämen darinnen zu wohnen. Ich

bin als Sekretarius des Hochseligen gnädigen Fräuleins von Tumpen an vielen Orten herumgereiset (er war aber eigentlich weiter nichts, als ihr Bedienter gewesen), habe die Gnade gehabt, so vielen hohen Herrschaften aufzuwarten, und von ihnen sehr geschätzt zu werden, allein — in allen Ehren von ihnen gesprochen — in der Wahrheit, ein so vortreffliches Schloß habe ich noch nicht angetroffen. — Es ist keine Schmeichelei, denn (mit Achselzucken) schmeicheln ist meine Sache nicht, ich gehe gerade durch — aber so geschmackvoll, so regelmäßig. — Der Herr von Sommerstein gab ihm ein Glas von dem übriggebliebenen Weine des Frühstücks, vermuthlich um ihn auf andere Art zu beschäftigen. Unter einer Menge von Geberden, Verbeugungen und lächerlichen Weigerungen nahm er es endlich an, leerte es aufs hohe Wohlseyn der gnädigen Herrschaften aus, und that, als ob er in seinem Leben ein so delikates Glas Wein nicht getrunken habe; dann setzte er es mit vielen unterthänigsten Danksagungen auf den Tisch, verbat aber alle weitere Ungelegenheit. Doch dieses war eigentlich so viel, als: er wünsche mehr; daher ihm auch noch ein Glas gereichet

reichet wurde, welches er auf obige Art gierig ausleerte und in der Hand behielt.

Unterdessen hatte sich der Herr von Sommerstein entfernt, und war in das Krankenzimmer zurückgegangen, wo er mit seiner Gemahlin sprach. Blaukert nahm eine sehr hohe, stolze Miene gegen Liebreichen an, um so mehr, da er hörte, daß er ein Meister Tischler sei. Er erklärte ihm, daß er Hoffnung habe, hier angestellt zu werden, welches ihm wohl nicht fehlschlagen könne, da er ein Mann von Lebensart sey, welcher wisse, wie man sich bei Standespersonen zu betragen und beliebt zu machen habe. Dann that er groß, und log eine Menge Auftritte her, wo er da und dort die größte Ehre und Auszeichnung bei Grafen und Fürsten genossen; was für Schmeicheleien und derbe Wahrheiten, wie er sich ausdrückte, er oft manchem gesagt, und welche wichtige Dienste er verschiedenen Vornehmen geleistet habe. Liebreich hörte es ganz gelassen an, schwieg und dachte sein Theil. Eben trat der Bediente herein, und sogleich schmiegte er sich an ihn. Mein lieber Herr Johann, sagte er, ich freue mich unendlich, wenn ich künftig, wie ich hoffe, in Ihrer Gesellschaft leben werde.

Wir wollen einander gewiß recht lieben, o ich werde Ihnen, mein allerbester Herr Johann, viele Dienste abnehmen. Ich habe schon gehört, daß Sie ein edler, menschenfreundlicher und dabei gerader und offner Mann sind, gerade so bin ich auch, und wahrhaftig mehr nur um Ihrentwillen, als um der Herrschaft willen, habe ich den Dienst hier gesucht.

Aber Johann warf ihm einen verdrießlichen Blick zu, besorgte sein Geschäfte, und gieng stillschweigend zum Vorsaal hinaus. Ein bischen einfältig, aber ein gutmüthiger Mensch magst du wohl seyn, rief Blankert mit höhnischen Lächeln, deine Einfalt soll mir gut zu statten kommen, dich will ich schon durch mein feines Betragen verdrängen.

Jetzt kam der Herr von Sommerstein zurück, und äußerte sein Bedauren darüber, daß er gegenwärtig nicht im Stande sey, Herr Blankert in seinem Gesuch zu willfahren, doch wolle er sich seiner bei vorkommender Gelegenheit erinnern. Indeß drückte er ihm unvermerkt etwas in die Hand, und gieng in das Zimmer zurück.

Blankert stand verlegen da, ward roth und verzog sein Gesicht. Auch gut, sagte er, es scheint

scheint mir ohnehin eine karge und eigensinnige Herrschaft zu seyn, die ist nicht für mich; sie weiß die Leute nicht zu schätzen. Er besahe hierauf das Geld, schüttelte den Kopf und meinte: den elenden Laubthaler habe er auch behalten können. Endlich gieng er brummend und ohne Abschied zu nehmen in aller Stille fort.

Nach einiger Zeit öffnete der Herr von Sommerstein das Zimmer, um zu sehen, ob er hinweg sey? Er zeigte nach der Thür, als ob er froh sey, daß er sich entfernt habe. Du wärst mein Mann gewesen, sagte er etwas spottend. Ich brauche redliche und aufrichtige Leute aber keine Schmeichler.

Siebentes Kapitel.

Jetzt traten Liebreich und Fritz mit dem Herrn von Sommerstein in das Krankenzimmer. Ach, hier hatten sie einen sehr traurigen Anblick!

Schon die Frau von Sommerstein kam ihnen mit einem bleichen, abgehärmten Gesicht entgegen. Man sahe es ihr an, daß sie sich die Krankheit ihres Kindes sehr nahe genommen hatte, und bemerkte es an ihren rothen Augen, daß sie viel geweint haben mußte, ob sie sich gleich zwang, die eintretenden Fremden freundlich und liebreich aufzunehmen. Dort, in einem sehr schönen weichen Bette lag der gute kranke Junker. Er mußte empfindliche Schmerzen haben, denn er seufzete und winselte selbst im Schlummer, in welchem er bisweilen zu liegen schien. So oft er Athem schöpfen wollte, stach und schmerzte es von neuen in dem entzündeten Theil der linken Seite, und dabei war ihm die Brust so beklemmt, daß er immer ersticken wollte. Sein Gesicht war sehr verfallen, nur die Fieberhitze machte ihm feurige rothe Wangen, und über den ganzen Körper war eine ganz trockne Hitze verbreitet. Kein kühlender Trank, keine köstliche Mandelmilch, nichts labte ihn. Da standen frühzeitige Kirschen nebst andern frischen und mit Zucker eingemachten Früchten, das Köstlichste, was nur zu haben war, allein man sahe es an allen, daß er wenig davon genossen hatte. Er war so matt,

daß

daß ihm immer die Augen zufielen, und doch erquickte ihn der Schlummer nicht, oft fuhr er aus ängstlichen Träumen im Schlafe auf.

Liebreich beklagte den Kranken und eben so sehr die guten Eltern, besonders die Frau von Sommerstein, da er ihren Harm, ihre Besorgniß und ihre eigene Kränklichkeit sahe, von ganzen Herzen. Ach Gott, rief sie leise, daß es der Kranke nicht hören sollte, wenn ich auch diesen Liebling einbüßen sollte, würde ich je wieder froh werden können! Da ergriff der Herr von Sommerstein ihre Hand und sagte: Sey ruhig, meine Liebe. Wir thun ja unsere Pflicht. Du selbst pflegst ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt, wir haben einen der geschicktesten Aerzte, dessen Vorschriften genau befolgt werden, und verabsäumen kein vernünftiges Mittel zur Genesung unsers Kindes. Dies muß uns beruhigen. Wer bei seinen Kranken alles nach Vernunft, Pflicht und Gewissen thut, der kann den Ausgang der Krankheit ruhig von der Leitung Gottes erwarten.

Eben darum, erwiederte sie, pflege ich ihn selbst, damit nichts versehen werde. Denn ich halte

halte es für heilige Pflicht, dieses zu thun, sollte auch meine Gesundheit, ja mein eigen Leben darüber in Gefahr kommen.

Deine Gesundheit, liebe, erwiederte ihr Gemahl, würde weniger leiden, wenn Deine Seele nicht so litte, darum beruhige Dich, schone immer Dein uns allen so theures Leben, denn auch uns ist die Erhaltung unsers Lebens heilige Pflicht.

Liebreich fand diese Aeußerungen vollkommen wahr. Er hatte sich oft schon heimlich über viele pflichtvergessene Menschen geärgert, die bei ihren Kranken keine oder verkehrte Mittel brauchten, Fehler über Fehler in der Diät und Pflege begiengen, ihre Kranken ganz vernachlässigten, und dann noch unverschämt genug bei ihren Tode sagten: „Es ist Gottes Wille gewesen." Da sie sie doch selbst gemordet hatten.

Unterdessen hatte sich Fritz ganz leise an das Krankenbette geschlichen. Eben schien es, als ob der Kranke schlummere. Fritz sahe ihn an, und Thränen traten ihm in die Augen. Lieber Gott, dachte er, der Kranke ist doch ein sehr elender Mensch, mit dem man

Mit-

Mitleid haben muß! Wie vergnügt könnte der Junker in der Welt leben, aber, was hilft ihm alles, da er es nicht genießen kann, und noch dazu Schmerzen leidet? Hier steht eine Sparbüchse, da ist gewiß viel Geld darinnen, hier die schönen Bücher mit Kupfern, ein Farbekasten, Schachteln mit Spielen, lauter Sachen, welche in gesunden Tagen den angenehmsten Zeitvertreib gewähren, aber ich glaube gewiß, daß sie der Junker kaum ansieht, denn in Krankheiten, ich weiß es schon, ist man traurig und ärgerlich, und hat über nichts eine Freude.

Jetzt schlug der Kranke seine matten Augen auf. Fritz trat zurück, weil er nicht wußte, ob den Kranken seine Gegenwart angenehm oder zuwider sey. Er winkte der Mutter, sie kam, bot ihm Arznei an, und er machte eine verdrießliche Miene; sie brachte zweierlei zu trinken, aber er wollte Brunnen; man brachte ihn, aber er war ihm nicht recht. Der Bediente wollte ihm das Kopfkissen legen, aber alles war ihm zuwider, ach, er war so eigensinnig, daß ihm niemand etwas nach seinem Wunsche machen konnte! Gleichwohl machte ihm die gute Mutter keine

vor-

Vorwürfe, sondern redete immer liebreich ihm zu; sie schwieg, wenn er unmuthig wurde, that ihm, was sie ohne Gefahr thun konnte, tröstete und streichelte ihn, wenn er seufzete. Mit einem Kranken, sagte sie, als er wieder eingeschlummert war, muß man unsägliche Geduld haben, und ihm vieles zu Gute halten, seine Leiden bringen es mit sich.

Fritz hatte sich unterdessen dem Bette wieder genähert, er ergriff leise einen Wedel, und verjagte die Fliegen, damit sie den Kranken nicht stöhren sollten. Jetzt schlug dieser seine Augen wieder auf, sahe Fritzen wehmüthig, doch mild an, reichte ihm die Hand und sagte leise: Willkom—men.

Fritz sahe ihn mitleidig an, doch zwang er sich, nicht zu weinen, denn er hatte oft von seinem Vater gehört: daß man durch ängstliche Mienen, durch Weinen und Jammern den Kranken noch trauriger, verlegner, wegen seiner Krankheit besorgter und ängstlicher mache. Er ergriff leise seine Hand, drückte sie sanft, strei-

chelte sie und sagte bloß mit weicher Stimme: „Lieber Junker.“

Du scheinst, sagte der Kranke, Mit—leiden mit — mir zu ha—ben, und wir kennen — uns doch — nicht. Aber es — thut — mir gut —

Fritz. Warum sollte ich nicht Mitleiden mit Ihnen haben, da Sie krank sind? Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen, gern, recht gern wollte ich es thun.

Da lächelte der Kranke, und sagte: Dank dir — Lie—ber, wenn ich wieder — ge—sund bin, besuche — mich — dann wollen wir im — Garten spie—

Ein neuer heftiger Schmerz verhinderte ihn weiter zu reden. Er wimmerte, und hielt die Hand in die Seite. Ach, rief er nach einer Weile, ich bin — recht krank. Wenn ich — nur nicht sterbe —

Nein, lieber Junker, antwortete Fritz mit einer getrosten Miene, das besorgen Sie nicht. Sie werden schon wieder besser, und dann, nach überstandener Krankheit erst recht gesund werden.

Heiter sah ihn der Kranke bei diesen Worten an, richtete sich auf und sagte: Glaubst Du — das?

O gewiß, erwiederte Fritz. Ich habe in der Stadt einen Schulfreund, Wambold heißt er. Dieser bekam voriges Jahr, ich glaube, es war die nämliche Krankheit, alles war so wie bei Ihnen, und noch schlimmer. Er hustete so gar Blut und Eiter aus. Doch genas er wieder, und ist jetzt ein gesunder, rüstiger Knabe, den keine Ader wehe thut. Er war vorher öfters kränklich, aber seit der Zeit scheint sich sein Körper ganz verändert und alles Bösartige mit einmal ausgeworfen zu haben, denn er ist nach der Krankheit viel größer und stärker geworden. Doch muß ich es ihm auch nachsagen, er nahm sich sehr in acht, hielt sich ruhig, nahm die Arzneimittel pünktlich ein, und befolgte genau die Vorschriften des Arztes.

Das war dem Junker, als ob ihm Fritz schon wirklich Gesundheit mitgebracht hätte. Er wurde viel heitrer, und drückte Fritzen voll Freude die Hand, so stark als er vermochte. Er winkte seiner Mutter, und gab ihr durch Minen und Worte seine Hoffnung zu erkennen, die er

habe,

habe, gesund zu werden. Die erfreute Mutter bestärkte ihn darinn, wie sie es ihm auch schon öfters gesagt hatte, und warf Fritzen dafür einen freundlichen Wink zu. Hoffnung, sagte sie, ist in jedem Leiden köstlich, sie macht heiter, giebt Muth, und erweckt Zutrauen zu unsern Kräften und den Mitteln, durch die uns geholfen wird.

Ein Bedienter trat herein, und fragte: Ob er hier den Tisch zubereiten solle? Allein der Herr von Sommerstein erklärte ihm; daß es der Gesundheit sehr nachtheilig sey, in einem Krankenzimmer etwas zu genießen. Man sauge und athme ohnehin viele schädliche Dünste ein, und würde selbst die Nahrungsmittel vergiften oder sie wenigstens mit Ekel genießen. Der Bediente gieng ab, und Liebreich entfernte sich ebenfalls mit Fritzen, unter dem herzlichsten Wunsche baldiger Besserung, sehr bald, weil er wußte, daß man einen Kranken nicht durch seinen Zuspruch und seine Gegenwart belästigen dürfe. Der Kranke wird durch solche unzeitige Besuche, die ihm gar nichts helfen, vielmehr sehr

oft von manchem erquickenden Schlummer abgehalten, in seiner Ruhe und Bequemlichkeit gestöhret, durch Sprechen abgemattet und angegriffen, und durch manche unschickliche Gespräche geärgert. Er muß sich oft zwingen und Gewalt anthun, und wohl gar aus Höflichkeit manches Naturbedürfniß zu seinen größten Schaden zurück halten, und selbst die durch zu viele Menschen verdickte Luft vermehrt seine Unruhe und Aengstlichkeit. Liebreich durchwanderte mit Fritzen noch einige Zeit die schönen Gegenden des Gartens, bis zur Mahlzeit gerufen wurde. Als diese geendiget war, traten beide ihre Rückreise an.

Achtes Kapitel.

In allerlei Betrachtungen vertieft giengen sie eine Strecke Weges dahin. Fritz konnte lange den kranken Junker nicht aus seinen Gedanken bringen, und hier hatte er erst recht eingesehen,

was

was die Gesundheit für ein groſſes Gut sey. Gerührt ergriff er seines Vaters Hand, und dankte ihm, daß er ihn nach den Regeln der Gesundheit erzogen, und überhaupt seinen Körper abgehärtet habe. Lehre mich, sagte er, immer mehr die Mittel kennen, durch welche ich mich für Krankheiten bewahren kann, ich will sie gewiß genau anwenden.

Dieses gab Anlaß zu einem langen Gespräch über diesen Gegenstand, denn Liebreich behauptete: daß an den meisten Krankheiten die Menschen selbst, oder bei Kindern ihre Eltern schuld wären. Warum, sagte er, wissen denn die Menschen, welche noch im Stande der Natur leben, die wir oft mit Unrecht Wilde zu nennen pflegen, so wenig von Krankheiten? Warum trift man auf dem Lande verhältnißmäßig mehr gesunde und starke Menschen an? Warum sind gerade die Reichen und Vornehmen am häufigsten krank? Nicht wahr, der Grund liegt in ihrer Lebensart? Wie einfach sind die Nahrungsmittel des Naturmenschen. Er, von gesunden, starken Eltern gebohren, lebt in einem Zustande, wo er unter den Einflüssen der Witterung seinen Körper abhärtet, und bei seinen Beschäftigun-

gen ohne Zwang alle seine Naturanlagen ausbildet. Seine Muskeln, seine Nerven, seine Sinnenwerkzeuge, alles ist bei ihm fester und schärfer, als bei denen, die als Gelehrte oder Handwerker bei einer sitzenden Lebensart oft in dumpfen Wohnungen verkrüppeln. Indeß wir unter vielen Schwächen und Kränklichkeiten oft an schmerzhaften, oder langsam abzehrenden Krankheiten frühzeitig sterben, stirbt er erst im hohen Alter den eigentlichen Tod der Natur, an allmähliger Entkräftung, wie die Eiche, die erst nach Jahrhunderten langsam abstirbt. Je einfacher und der Natur gemäßer wir daher unsere Lebensart einrichten, desto mehr können wir auf Gesundheit und einst auf ein ruhiges hohes Alter rechnen.

Liebreich erzählte hierauf Fritzen, wie fehlerhaft er und in den vorigen Zeiten fast alle Kinder wären erzogen worden, wo man ihre Eingeweide mit dicken Breien verkleisterte, ihre schwachen Verdauungswerkzeuge durch Backwerk verdarb, ihre Säfte durch Zuckersäure, fette Speisen, Kaffee und Theegetränke, wohl gar durch Wein und Branntwein scharf und zu Geschwü-

schwüren aller Art geneigt machte. Wo man die Leiber der Kinder in Schnürbrüsten verkrüppeln ließ, sie durch festes Einwickeln, ewiges Tragen in Mänteln, wo Füße und Rückgrad leiden müssen, weil sie keine Bewegung haben, durch allzuheftiges Schaukeln in den Wiegen, durch gefährliche Laufbänke und dergleichen Dinge an ihren Körper verwahrlosete, durch Pelzmützen, warme Betten, dichte und enge Kleider schwächlich und gebrechlich werden ließ, und was dergleichen Fehler mehr waren, die man begieng, und durch welche man oft Leben und Gesundheit der Kinder aufopferte.

Während diesen Gespräch gieng ein sehr anständig gekleideter Mann an ihnen voruber, und grüßte sie. Als er aber etwas von diesen Gespräch hörte, blieb er stehen, und nahm Antheil daran. Es war, wie unsere Reisenden in der Folge hörten, der brave Schullehrer von Mahlberg, ein heitrer und lieber Mann, der sich die Erziehung seiner eigenen Kinder, so wie die Bildung seiner Schulkinder sehr angelegen seyn ließ, und sehr viel Erfahrungen gemacht hatte. Er gab Liebreichen vollkommen recht,

daß die meisten Krankheiten von fehlerhafter Erziehung in der Kindheit und von einer nachher verkehrten Lebensart herkämen, so wie sie durch falsche Behandlung der Kranken erst noch gefährlich würden. Als ich, sagte er, vor funfzehn Jahren hieher kam, da gab es dicke Wollen- und Pelzmützen auf allen Köpfen, und natürlich auch bei den Kindern Ausschlag, Ungeziefer, Flüsse und allerei Uebel genug. Ich ließ meine Kinder in bloßen Köpfen gehen, die sie oft, wenn sie eben nicht schwitzten, mit frischen Wasser wuschen, und sie blieben von allen diesen Uebeln befreit. Im Anfang schrieen freilich die Männer und Weiber im Dorfe darüber, und meinten, ich wollte meinen Kindern das Gehirn erfrieren lassen, und sie mit der Hand todt schlagen; ich aber ließ sie schreien. Als sie in der Folge sahen, daß es gut that, ahmten mir viele nach und jetzt laufen die meisten Kinder in bloßen Köpfen, und sind gesund. In dem dritten Jahre meines Aufenthaltes hier kamen die Blattern in das Dorf. Man verschloß Thüren und Fenster für jeder reinen Luft, erstickte die armen Kinder, die so schon Hitze und Angst genug im Leibe hatten, fest unter dicken Bettdecken, heizte noch oben-

drein

drein recht ein, gab ihnen starkes Bier, sogar Branntewein, Schaflorbern, Korallentinktur und allerlei hitzige, treibende Mittel ein, und von 65 Kindern starben über die Hälfte, nemlich 37. Viele wurden lahm, krüpplich, blind an Augen, oder siech und elend. Nach acht Jahren, als die Blattern wieder in das Dorf kamen, ließ ich sie meinen Kindern durch einen geschickten Arzt einimpfen, sie kühl halten, gab ihnen Milch oder säuerliches Wasser zu trinken, reinigte die Luft durch ein geöffnetes Fenster, doch so, daß der Luftzug nicht auf ihren Körper streichen konnte, und siehe da, sie kamen sehr leicht durch diese abscheuliche Krankheit. Denen die mir folgten, starb von 21 Kindern nur eines, das ohnehin immer schwächlich gewesen war, und ein klein Kind an eingetretenen Zähnen. Von jenen starben wieder unter 47 Blatterkranken etliche zwanzig. Nun sage mir also ein Mensch, worinnen lag denn die geringe Sterblichkeit? In der Natur, oder in der Behandlung?

Eben die Ursache, welche schon Pfuhl heute von der Krankheit des Junkers angegeben hatte, bestätigte auch der Schullehrer, und als Fritz bei diesem Gespräch sein Mitleiden aufs

neue äusserte, machte er die Bemerkung, und sagte: Lieber Gott, wenn ein Kranker, wie dieser, bei der besten Pflege gleichwohl so viel leiden muß, da kann man sich leicht vorstellen, was der Arme, wenn er krank ist, oder der Verlassene, der einsam Leidende empfinden muß, um den sich entweder gar niemand bekümmert, oder der noch durch seine Nebenmenschen gemartert wird. Eben, fuhr er fort, komme ich von einem solchen traurigen Auftritt. Ein Anverwandter von mir — seine erste Frau war meine Schwester — ließ mir durch einen Boten sagen: Ich möchte ihn noch einmal besuchen, weil er bald sterben werde. Da habe ich eben seinen Wunsch erfüllt, und bin ein Zeuge seines vielfachen Jammers gewesen. Der Mann war vormals ein wohlhabender und der beste Mann von der Welt, ordentlich, fleißig, kurz, ohne Tadel. Nach dem Tode meiner Schwester heirathete er zum zweitenmal, und war so unglücklich, eine liederliche Frau zu bekommen. Sie ließ die Kinder der ersten Ehe in der Unreinlichkeit verderben, und zwei davon starben, das eine an der Ruhr, die sie nicht durch Klistiren oder gelinde Abführungen gehoben, sondern durch Branntewein, Bier,

frischen Kuchen und dergleichen schädliche Dinge gestopft hatte. Das andere, ein kleines Mädchen, hatte sie einst lassen aus dem Mantel stürzen, es ward daher bucklicht und elend. Der Mann konnte vor Ekel nichts bei ihr essen und trinken, und gewöhnte sich nun in der Schenke das unmäsige Bier- und Brannteweintrinken an, um sich die Grillen zu vertreiben, und seinen Hunger und Durst zu stillen. Durch dieses und den beständigen Verdruß, Gram und Aerger hat er sich nun die Schwindsucht zugezogen, und liegt erbärmlich darnieder. Der Husten läßt ihm Tag und Nacht keine Ruhe, er wirft entsetzlich aus, kömmt von allen Kräften, hat stete Schmerzen in der geschwürvollen Lunge, und dabei ein heftiges und ihn abzehrendes Fieber.

Die traurigen Folgen der unordentlichen Lebensart, rief Liebreich wehmüthig aus.

Ja wohl nickte der Schullehrer, ach, und dabei nun noch die bittersten Leiden von denen Seinigen, die sich gar nicht um ihn bekümmern. „Meine Kinder, sagte er mir, kommen nur, um zu sehen, ob ich bald sterben will, und wenn sie sehen, daß ich noch lebe, so gehen sie brummend fort, schlagen die Thür zu, heißen mich,

wenn sie ja mit mir reden, einen Saufaus, einen Verschwender.

Großer Gott, rief Liebreich, Kinder lästern ihren Vater, der bei allen seinen Fehlern doch ihr Vater ist! Kinder können auf den Tod ihrer Eltern hoffen, um das nur recht bald zu bekommen, was diese oft sauer erworben haben!

Sie sind freilich, fuhr der Schullehrer fort, schlecht erzogen worden, und es wird ihnen wahrscheinlich das Erbtheil auch nicht viel helfen, denn sie sind jetzt schon faul und liederlich. Also bei diesen Kindern ist nicht daran zu denken, daß sie ihrem Vater das geringste zu Liebe thun, das mindeste Labsal reichen werden, sie lassen ihn liegen. Seine Frau, die ihm nie als unter Kränkungen, Vorwürfen und mit dem größten Unwillen etwas thut, martert ihn noch obendrein, er soll zu ihren Vortheil und zum Nachtheil der Kinder erster Ehe ihr ein Vermächtniß aussetzen, und da er dieses nicht thun will, weil es wider sein Gewissen ist, so läßt sie ihn fast verschmachten. Freund, lieber Freund, rief Liebreich, hören Sie auf, das Herz möchte ja einem im Leibe bluten, wenn man sich diesen Zustand vorstellt.

Schul-

Schullehrer. So liege ich nun, sagte mein unglücklicher Schwager, Tage lang ohne menschlichen Beistand, nur meinem Schmerz und meiner Gewissensreue überlassen, seit zehn Wochen auf einem Flecke, und kann mich oft für Schwäche nicht regen. Kömmt ja bisweilen ein alter Bekannter zu mir herein geschlichen, da finde ich auch oft nur Trost, der mich betrübt. Entweder er kränkt mich mit Vorwürfen, die ich ohnehin tief genug fühle, oder mit Zureden, oder er lieset mir aus einem alten Buche elende Lieder und Gebete vor, wo der Tod noch furchtbarer vorgestellt wird, als ich glaube, daß er ist, wo ich denn oft meine Einsamkeit noch vorziehe; kurz mein Zustand ist kläglich."

Der gute Schwager, der Schullehrer hatte diesen Leidenden getröstet, ihm einiges Labsal mitgebracht, und den Seinigen bessere Behandlung dieses Kranken zur Pflicht gemacht, und hoffte nun, daß der Tod bald seinem Leiden ein Ende machen werde.

Bei dieser Erzählung errinnerte sich Fritz eines ähnlichen Auftritts, über welchen er damals heiße Thränen vergossen hatte. Sein Vater hatte ihn nemlich vor einiger Zeit zu dem

alten

alten Holzhacker Danielis geschickt, um diesen etwas Geld zu bringen. Ihn hatte der Schlag die ganze linke Seite gelähmt, weil er sich zuvor bei einer Krankheit von einem Pfuscher ein so heftiges Brechmittel geben ließ, daß dadurch dieser Schlagfluß war bewürkt worden. Ohne sich regen zu können, hatte damals seit vierzehn Tagen niemand diesem Elenden das Bette gelüftet, und als ihm Fritz frisches Wasser holen wollte, war das alte Wasser im Topfe, wovon er zeither getrunken hatte, ganz mit einer grünen Schleimhaut überzogen, das Brod war hart wie Stein und schimmlich geworden.

Wie viele Leidende, fuhr Liebreich fort, mag es nicht in der Welt geben, die auf ähnliche Weise, oft noch unter traurigeren Umständen Schmerzen und vielfaches Elend ausstehen müssen! Wie traurig ist es, wenn der wandernde Handwerksbursch, der Reisende an fremden Orten von einer Krankheit befallen wird. Ich habe es vormals auf meiner Wanderschaft auch empfunden, aber auch gesehen, wie glücklich man ist, wenn man selbst in der Fremde mitleidige, barmherzige Menschen antrift, die sich unserer annehmen. Laß dir es, lieber Fritz, immer

mer heilige Pflicht seyn, dich jedes Kranken und Leidenden nach deinen besten Kräften anzunehmen, und weder Geld noch Mühe zu sparen. Sey barmherzig, wie auch Gott barmherzig ist.

Es schaudert mir immer durch Mark und Bein, sagte der Schullehrer, wenn ich in den Zeitungen vom Krieg und Schlachten lese, wie erschrecklich es da zugegangen ist, wo so viele unschuldige Menschen allem Jammer und Elend Preis gegeben werden. Da heißt es bisweilen: „Unser Verlust ist unbeträchtlich; er besteht kaum in 500 Todten und Verwundeten u. s. w." Je, der Tausend ist denn das so eine Kleinigkeit? Was hat man seine Noth, wenn man ein krankes Kind hat, wenn ein Verwundetes an seinen Schmerzen um uns wimmert! Nun stelle man sich doch nur vor, wenn so viele hundert Menschen auf einem Schlachtfelde zerstreut da liegen, todt, halbtodt in gräßlichen Gestalten da liegen, verstümmelt, verwundet, wohl gar geplündert und nackend sich herumwälzen, der jammert, jener flucht, der winselt, ein anderer betet, ein dritter ächzt, der ruft um Hülfe, jener bittet, man solle ihm völlig tödten, damit er seiner Schmerzen

los werde, einer verhungert, der andere verschmachtet vor Durst, der dritte verblutet sich, der vierte wird lebendig mit in die Grube unter die Todten geworfen, ach, und wer kann denn solchen Elenden helfen! Wenn es doch nur erst keinen Krieg mehr auf der Erde gäbe!

Unter dergleichen Unterhaltungen waren sie unvermerkt an dem Orte, wo ihnen der dienstfertige Heinzer begegnet war, und nicht lange darauf befanden sie sich am ersten Hause des Dorfes.

Neuntes Kapitel.

Als sie ganz unbefangen am Gasthof vorüber giengen, fuhr plötzlich ein großer schwarzer Fleischerhund heraus, und fiel sie mit Wuth und heftigen Bellen an. Sie fuhren sämmtlich erschrocken zusammen, und der arme Fritz besonders sprang mit einem lauten Angstgeschrei auf die Seite, ward bleich, und zitterte am ganzem Leibe. Jetzt hob er sein Stäbchen drohend ge-

gen den Hund, allein dieser fuhr nun desto wüthender nach ihn, und würde ihn wohl gar gebissen haben, wenn er nicht noch den Stock vorgehalten, an welchem der Hund seine Wuth ausließ. Lange waren alle Versuche umsonst, den Hund zur Ruhe zu bringen, der Schullehrer lockte ihn, und rief ihn bei seinen Namen „Sultan;“ allein, da er sein Herr nicht war, so gehorchte er nicht. Endlich pfiff und rufte ihm der Gastwirth selbst zu, wo er unter steten Umsehen und Knurren zwar umkehrte, aber von der Hausthür aus noch lange nach bellte, und sogar einige Versuche zu neuen Anfällen machte, bis ihn sein Herr durch Drohungen und Schläge ganz zur Ruhe brachte.

Kaum waren aber unsere Reisenden einige Schritte gegangen, da begann ein neuer Kampf. Durch jenes Bellen waren zwei andere weiße Spitzhunde im Dorfe aufgeregt worden, welche nun mit fletschender Schnautze die Wandrer und besonders Fritzen anfielen. Er drohte zwar mit dem Stock, hob Steine auf, und warf würklich den einen, daß er etwas zurück wich, allein unterstützt von seinem Gefährden kam dieser mit desto größerer Wuth aufs neue gegen ihn ange-

rückt,

rückt, und Fritz kam zwischen zwei Feuer. Da faßte ihn Liebreich bei der Hand, und blieb stehen, dann warf er ihnen einige Stücke weiß Brod zu, welches sie anfänglich für Steine hielten, und lange nicht abzuholen sich getrauten, endlich aber, als sie es erkannten, knurrend in ihren Schnauzen forttrugen. Siehe, sagte Liebreich, auch Thiere muß man lieber durch Wohlthaten zu besänftigen suchen, als sie durch Drohungen und Beleidigungen noch mehr reitzen.

Nun konnten sie zwar ihren Weg ungehindert fortsetzen, allein der arme Fritz zitterte noch immer am ganzen Leibe. So oft er auch in der Entfernung bellen hörte, fuhr er aufs neue zusammen, sahe sich ängstlich um, und fragte endlich seinen Vater mit Unmuth; Ob es denn recht und erlaubt sey, daß böse Hunde so frei herumlaufen dürften?

Liebreich erinnerte ihn daran, daß vielen die Hunde unentbehrlich wären, z. B. dem Jäger um das Wild aufzuspüren, und seine Fährte zu verfolgen, dem Fleischer, um bei dem Vieh Dienste zu leisten, dem Hirten, welchem ein gut abgerichteter Hund mehr nütze, als drei Menschen.

schen. Dem Reisenden sey oft ein treuer guter Hund der beste Schutz gegen Räuber und Mörder, und dem Landmann höchst nöthig, um sein Haus zu bewachen, Bettelgesindel und Diebe anzuzeigen und abzuhalten, und allerlei Raubthiere, als Marder, Ratzen, Wiesel, Füchse und dergleichen zu verscheuchen. Indeß konnte er Fritzen nicht ablegen, daß es unverantwortliche Nachlässigkeit sey, welche obrigkeitliche Ahndung verdiene, wenn man Hunde, besonders böse, beisige Hunde nicht an Ketten lege oder in genaue Verwahrung nehme, sondern sie frei herum laufen lasse, wo sie dann zur Bewachung der Häuser nicht einmal nützlich wären, sondern gar noch durch Naschen an fremden Orten Unfug anrichteten, durch Verletzungen an Menschen und Thieren großes Unglück stifteten, oder wenigstens dadurch schadeten, daß sie manchen ruhigen Wandrer in Schrecken und schädliche Angst versetzten. In wohl eingerichteten Staaten, sagte er, sind um deswillen auch Anstalten getroffen, dergleichen Unfug auf alle Weise zu steuren, und Unglück zu verhüten. So haben die Jäger den Auftrag, jeden ledigen Hund, den sie im Felde oder Dörfern herumlaufen sehen, sogleich zu er-

schießen. In Schlesien, dem sächsischen Antheil an Mansfeld, so wie in einigen sächsischen Pro- vinzen müssen sogar die Hirten und Fleischer ihre Hunde an Stricken führen, und ihnen Maulkörbe ummachen.

Dieses soll aber, erwiederte der Schullehrer, auf der andern Seite den Hunden schädlich seyn, weil sie ihren Durst nicht löschen, und ihre in- nerliche Hitze nicht durch den Rachen ausdunsten können. Indeß sieht man doch daraus, daß weise Obrigkeiten auch ihre Aufmerksamkeit auf diesen nicht unwichtigen Gegenstand richten.

So gehen, fuhr Liebreich fort, an manchen Orten zu gewissen Zeiten die Abdecker herum, und schlagen die Hunde todt, welche herum laufen.

Schullehrer. Dieses Mittel ist so unzuläng- lich, wie die Hundeauflagen, denn dadurch wer- den allenfalls nur die Hunde getödtet, welche keinen Herrn haben; wer aber seinen Liebling schützen will, der löset sich von den Abdeckern ein Zeichen und ist nun frei; oder er bezahlt die Auflage, und so hält sich der Reiche aus Tände- lei oder Mode sein unnützes Thier, indeß der Arme, der oft einen Hund am nöthigsten brauch-

te,

te, aber das Geld nicht bezahlen kann, ihn zu seinen Nachtheil abschaffen muß. In Städten sollte durchaus das unnöthige Hundehalten abgeschafft, wenigstens sehr eingeschränkt werden, denn ihr Unterhalt ist im Ganzen genommen keine Kleinigkeit. So habe ich in der deutschen Zeitung gelesen, daß vormals in Paris allein die Hunde jährlich über 100,000 Pfund Brod gefressen haben, das doch wohl in einem Lande, wo jährlich noch Korn aus fremden Gegenden aufgekauft werden muß, besser angewendet werden könnte! Leipzig hat nach einer Angabe im Reichsanzeiger 33,000 Einwohner, und soll an 12,000 Hunde haben. Wenn nun jeder täglich nur für 6 Pfennige frißt, so beträgt dieses gleichwohl jährlich 76,041 rthl. 16 gl. Könnte eine solche beträchtliche Summe nicht besser angewendet werden? Wohl wahr, erwiederte Liebreich; ich kann mich auch oft von Herzen darüber ärgern, wenn manche mit ihren Hunden zärtlicher umgehen, als vielleicht mit ihren Kindern oder Nebenmenschen. Man liebkoset solche Thiere, wirft ihnen die besten Leckerbissen vor, läßt sie auf weichen Betten liegen, hebt und trägt sie in gesunden Tagen, und wartet und pflegt sie

in ihren Krankheiten, und beweint sie im Tode oft mehr als seinen Nächsten, um den man sich nicht bekümmert, ob er lebt oder stirbt, in Krankheiten Labung, und bei seinen nützlichen Arbeiten ein Ruhelager, oder beim Hunger einen Brodbissen hat! Man mißhandelt seinen Nächsten wohl gar, wenn er etwas versieht, und läßt im Gegentheil diesen Thieren alle Unarten zu. Das ist das höchste Unrecht. Man darf wohl ein Thier nie mißhandeln und martern, allein man muß es auch nicht über seinen Werth halten.

Manche Leute, sagte Fritz, haben nicht bloß ihren Zeitvertreib und Spas mit den Hunden, sondern gar noch überdies ihre Freude, wenn sie Menschen angehen. Ich weiß, daß viele ihre Hunde auf die Leute anhetzen, oder sie so lange närren und necken, bis sie böse werden und beißen.

Liebreich. Dieses ist sehr gefährlich. Man sollte durchaus keinen Hund, Katze oder sonst ein Thier reitzen und erbittern, denn alsdann soll sein Biß fast eben so gefährlich seyn, als ob es toll und wüthend wäre. Mir ist ein solches trauriges Beispiel

bekannt,

bekannt, welches auch in der deutschen Zeitung erzählt worden. Wo ein junger Mann so unbehutsam ist, und einem großen Jagdhunde aus Muthwillen den Finger vorhält, welches dieser Hund nie hat leiden können. Er wird auch jetzt so böse und aufgebracht, daß er zufährt, und den Necker in den Finger beißt. Dieser, selbst ein junger Arzt, behandelt die Wunde mit aller Vorsicht und Behutsamkeit. Allein nach einiger Zeit empfindet er ein Schaudern und Uebelseyn. Nun kömmt die Einbildung dazu, und macht den Unfall gefährlicher als er vielleicht an sich selbst war. Kurz, er glaubt nun zuverlässig, daß er die Wuthkrankheit habe, und bekömmt aller angewandten Mittel ohngeachtet die Wasserscheue, fängt an zu rasen, und stirbt nach einigen Tagen, da er eine zu starke Portion von dem Pulver, welches ihm der Arzt verordnet hatte, zu sich nimmt. Dieser Vorfall hat mich, ich muß es gestehen, noch behutsamer gemacht, daß ich mich so wenig als möglich mit Hunden abgebe, sondern ihnen ausweiche, wo ich kann. So sehr mich mein Mädchen gebeten hat, ihr ein Haushündchen zu erlauben, so habe ich mich nie dazu entschließen können.

Fritz. Das ist eben meine Besorgniß, daß so ein Hund, der mich anfällt, toll seyn kann.

Schullehrer. Ein wirklich toller Hund bellt nicht, das ist ausgemacht, denn seine Stimme ist heisch, kaum kann er noch knurren. Gewöhnlich rennt er in die Kreutz und Quere taumelnd, oder gerade vor sich hin mit niederhängendem Kopf, und trüben, triefenden Augen, man kann ihm daher ziemlich in einer Entfernung ausweichen, denn selten läuft er zurück. Er hat öfters Schaum vor der Schnautze, und die Zunge, welche nicht mehr roth, sondern grau aussieht, hängt ihm weit aus dem offenen Rachen heraus. Ohren und Schwanz läßt er hängen, er keucht, und fährt beißend nach allen, was ihm vorkömmt. Er kennt weder seinen Herrn oder sonst einen Bekannten mehr, noch hört er auf ihr Zurufen und seinen Namen. In der Folge der Krankheit säuft er nicht mehr, und scheut sich vor dem Wasser, so wie vor jeder Flüssigkeit. Dieß ist die völlige Wuth, an welcher er zuletzt matt wird, und nach wenigen Tagen verschmachtet, wenn er nicht schon zuvor getödtet worden ist. Indeß ist sein Biß schon gefährlich, wenn auch die Krankheit noch nicht völlig ausgebrochen ist. Man

muß

muß sich daher auf jeden Fall mit keinem kranken
Hunde abgeben, da man nicht weiß, was da=
hinter stecken kann, sondern ihn sogleich wohl
verwahren, so bald man etwas ungewöhnliches
an ihm spürt. Ich halte meinen Hofhund be=
ständig an einer wohlverwahrten Kette, lasse es
ihm nie an frischen Wasser fehlen, und gebe ihm
wenig Fleisch, weil dieses das Blut erhitzt, und
besonders denen Hunden sehr ungesund ist, wel=
che nicht frei herumlaufen, und keine anstrengen=
den Bewegungen haben. Nie würde ich einen
Hund im Winter unter den heißen Ofen liegen
lassen, wie ich denn den meinigen weder allzu=
großer Sommerhitze, noch heftiger Winterkälte
aussetze, sondern ihn für beiden verwahre. Im
Sommer bade ich ihn öfters, oder begieße ihn
wenigstens mit frischen Wasser, lasse ihn seine
wolligen Haare abscheeren, theils um des Unge=
ziefers willen, theils um gesunde Ausdünstung
zu befördern, wie ich ihn denn auch zu seiner
Zeit seinen Naturtrieb befriedigen lasse, um ihn
durch alles dieses für der Wuthkrankheit zu
sichern. Wird er gleichwohl bisweilen krank,
wie denn die Hunde auch ihre Zufälle haben, und
oft wetterwendisch sind, wo sie wohl gar Gras

 fressen,

fressen, um sich durch Speien wieder zu helfen, dann beobachte ich ihn genau. Weder Kinder, Gesinde noch jemand darf sich ihm nähern, wenn er den Schwanz einzieht, trübe Augen hat, knurrt, und nicht frißt, sondern alles wird ihn von fern gereicht. Bessert er sich nicht, dann wird er getödtet und tief verscharrt, die Kette ausgeglüht und sein Lager gereiniget, ehe wieder ein andrer an seine Stelle kömmt. Denn ich denke: Es ist besser verwahrt, als beklagt, besser zu vorsichtig, als zu wenig.

Liebreich billigte dieses Verfahren außerordentlich; denn, sagte er, ich kann mir nichts erschrecklicheres vorstellen, als von einem tollen Hunde gebissen zu werden, und dann auch in Wuth und Raserei elendiglich verschmachten und sterben zu müssen. Er erwähnte vieler solcher traurigen Vorfälle, die er gelesen und gehört hatte, gedachte der Thorheit, daß manche glaubten, man könne die Hunde vor der Wuthkrankheit schützen, wenn man ihnen den sogenannten Tollwurm nehmen ließe, da dieses doch nichts helfe, indem es eine Flechse unter der Zunge sey, die gar keinen Einfluß auf diese Krankheit habe; so wie viele allerlei unsichere Mittel bei

der=

dergleichen unglücklichen Menschen gebrauchten, wodurch das Uebel nur überhand nehme. Man hat ohnehin, sagte er, noch kein ganz sichres Mittel gegen die Wuthkrankheit der Menschen, denn die einst so gerühmte Latwerge von gequetschten Maiwürmern hat doch nicht immer anschlagen wollen.

Doch, erwiederte der Schullehrer, hat man zeither das Pulver von der Belladonna oder Wolfskirschenwurzel, welche im ersten Theil des Noth- und Hülfsbüchleins abgebildet ist, bei solchen Kranken mit Nutzen angewendet, und ich habe meine Betrachtung darüber gehabt, wie doch alles in der Natur so vortrefflich eingerichtet ist, und sogar die Gifte wohlthätig sind. Die Beere macht die Menschen toll und tödtet sie, und in kleinen Portionen genommen heilt das Pulver die Wuth! Wie doch der menschliche Verstand so erfinderisch ist, und selbst für die erschrecklichsten Uebel Heilmittel entdeckt.

Ueberhaupt, fuhr er fort, muß jeder, sobald er von einem verdächtigen Hunde gebissen worden, sehr vorsichtig seyn, und sich ja nicht von der nothwendigen Kur abhalten lassen, weil sich der Gebissene wohl befindet. Noch diese Woche

habe ich ein schreckliches Beispiel in der Nationalzeitung gelesen, wo der Knabe eines Mannes, der Leute mit seiner Fähre übersetzt, mit einem Hunde spielt, den ein Mann bei sich hat, welcher sich von seinem Vater über den Fluß bringen läßt. Der Hund, den man für nichts weniger, als für toll hält, beißt den Knaben in die Lippe. Man achtet nicht weiter darauf, weil der Knabe nichts klagt. Allein nach achtzehn Wochen bricht die Krankheit zuerst mit Müdigkeit, Verdrossenheit und Schwermuth aus, und geht dann in Wasserscheu und Wuth über, an welcher der Knabe stirbt.

Fritz ward bänglich bei dieser Erzählung, und fragte: wie man sich zu verhalten habe, wenn man gebissen worden?

Am besten wäre es, antwortete der Schullehrer, wenn man die Wunde sogleich ausbrennen oder ausschneiden lassen könnte, ehe das Gift in die Säfte eindringt. Geht dieses nicht an, so drücke man in die Wunde, wenn sie offen ist, sogleich Toback, allenfalls auch Mist, Staub und dergleichen, was man so eben bei der Hand hat, damit sich das Gift hineinzieht, dann wäscht man sie mit Wasser, Weinessig oder

Lauge oft aus. Unterdessen aber muß sogleich nach einem Arzt und Wundarzt geschickt werden, der das weitere besorgt. Bis zu seiner Ankunft fährt man auf obige Art fort, und sucht vor allen Dingen die Wunde blutend und offen zu erhalten. Hat der Hund nicht durchgebissen, so muß der Biß gleichwohl geöffnet werden, damit das Gift mit dem Blute abgewaschen werden kann, ehe es sich mit den Säften des Körpers vermischt. Man legt Spanischfliegenpflaster auf, um es herausziehen zu lassen, und sucht Eiterung zu befördern, bis der Arzt die Kur anfängt, die man mit der größten Vorsicht anwenden muß. Wer einen solchen Gebißnen behandelt, hüte sich sorgfältig, daß er nicht etwa die Wunde mit dem Munde aussaugt, oder von dem vergifteten Blute an sich in eine Wunde bringt, auch das Messer, womit er öffnete, muß wieder ausgeglüht, oder lieber gar nicht wieder gebraucht werden. Ist die erste Kur vernachlässigt worden, und das Gift schon in die Blutmasse und Säfte des menschlichen Körpers übergegangen, dann ist die Heilung gefährlicher und mißlicher als im Anfang.

Liebreich. Das Gift muß doch eine entsetzliche Kraft haben, da eine Wenigkeit davon sol-

che Zerstöhrungen anrichten kann. So erinnere ich mich aus der deutschen Zeitung und dem Noth- und Hülfsbüchlein, daß sich eine ganze Familie dadurch unglücklich machte, daß sie von der Milch einer Kuh trank, welche der tolle Hirtenhund in das Eiter gebissen hatte. Deswegen muß man auch alles, was der Speichel oder die Ausdünstung solcher Unglücklichen berührt hat, verbrennen, und nichts gebrauchen, ja sich sogar hüten, daß ein solcher Kranker uns nicht etwa beißt, weil dieses eben so gefährlich ist, als von Thieren.

Schullehrer. Zum Trost versichert man doch, daß der menschliche Körper lange nicht so empfänglich gegen das Gift sey, als der Körper der Thiere.

Hau, hau, so bellt schon wieder ein Hund des Dorfes, aber zum Glück nur durch die Oeffnung einer Thorfahrt, wo er nicht durch konnte. Fritz gerieth aufs neue sehr in Angst, und schmiegte sich an den Schullehrer an. Dieser ermunterte ihn, getrost zu seyn, weil die Hunde, welche am ärgsten bellten, am wenigsten beißig wären; gefährlicher, sagte er, sind die, welche heimtückisch sich ganz leise herbeischleichen, nur wenig knurren, aber dann plötzlich zufahren.

Dann

Dann gab er ihm den Rath: So oft Du künftig an ein Dorf kömmst, mache dich auf solche Vorfälle gefaßt, damit sie Dich nicht unerwartet überraschen. Kommen Hunde, dann gehe ruhig Deinen Weg an ihnen vorüber, als ob Du Dich nicht um sie bekümmertest. Bellen und fallen sie Dich näher an, so stehe stille, siehe sie starr an, ohne Dich zu regen, und sie bleiben gemeiniglich in einer Entfernung stehen, Du bekömmst dann Zeit, Dich zu sammlen, und um Hülfe zu rufen. Manche nehmen ihren Hut in den Mund, und verscheuchen sie durch diesen ungewohnten Anblick.

Jetzt waren sie vor dem Schulhause. Der Schullehrer bat sie, bei ihn einzukehren, allein sie dankten ihm herzlich, und schieden von ihm.

Zehntes Kapitel.

Eben waren sie vor der Schenke des Dorfes, und Fritz klagte über Müdigkeit und Durst. Liebreich sahe nach seiner Taschenuhr, und fand,

daß sie noch Zeit genug zu ihrer Reise hatten, er gab also nach, und sie stiegeu beide die hohen Stufen hinan. Allein gleich beim Eintritt gereute es ihnen, und sie wären gern wieder umgekehrt, wenn es schicklich gewesen wäre. Schon in der Hausflur kam ihnen ein ekelhafter süß und säuerlicher Geruch, und bei Oeffnung der Stubenthür Tobacksrauch und Gestank so heftig entgegen, daß Liebreich fast ohnmächtig wurde. Es war kein Wunder, denn hier herrschte die abscheulichste Unreinlichkeit und Unordnung. Ich will es gar nicht beschreiben, wie ekelhaftschmutzig alles aussahe, wie alles unter einander herum lag und stand. Am Tische saß der Wirth mit noch drei andern Zechgästen, die alle zerrissen und zerlumpt, und schwarz wie Mohren vom Schmutz aussahen. Sie spielten zusammen in der Karte, aber da gieng kein Wort aus ihrem Munde, das nicht mit einem Fluch, oder Schwur, oder Schimpfworte oder einem Zoten begleitet war. Liebreich und Fritzen war angst und bange, als sie sich in der Gesellschaft solcher rohen Menschen befanden, unter denen sie den groben Matthes erkannten, welchen sie diesen Morgen hatten kennen gelernt.

Lieb-

Liebreich hatte Bier verlangt, und als die Wirthin auf den mit Flüchen begleiteten Befehl ihres Mannes nicht sogleich gieng, da sie mit einem ekelhaften Geschäfte am Kopfe ihrer Kinder beschäftiget war, so sprang dieser wie eine Furie auf sie los, und mißhandelte sein Weib unter so fürchterlichen Flüchen und Schwüren, daß diese endlich voll Unwillen und ebenfalls unter Vorwürfen und Schimpfreden zur Stube hinauslief, und die Thür mit Ungestüm zuwarf, daß die Biergläser erbebten. Der Wirth wollte ihr nach, allein Liebreich hielt ihn auf, und gieng mit Fritzen davon.

Wie dem Vogel zu Muthe ist, wenn er einem dumpfen Käfig entschlüpft ist, und wieder an die freie Luft kömmt, so war es beiden, als sie die Schenke in dem Rücken, und das freie Feld vor sich hatten. Mit raschen Schritten gieng es nach dem Ende des Dorfes zu.

Bst, bst! rief etwas hinter ihnen her. Sie sahen sich um, und entdeckten sehr bald an dem Fenster eines neuerbauten Hauses jenen gefälligen Landmann, welcher sie diesen Morgen

eine Strecke begleitet hatte. Er winkte ihnen, und sie giengen zurück auf seine Wohnung los, deren Thür schon geöffnet stand, und wo sie beim Eintritt auf das freundlichste eingeladen und bewillkommt wurden. Hier fanden sie alles ganz anders, als in der Schenke, denn überall herrschte die größte Reinlichkeit und Ordnung. Nichts lag im Wege, alles war an seinem gehörigen Orte, überall gekehrt und gesäubert. Die Tische waren rein, alle Gefäße blank gescheuert, und die ganze Familie reinlich gekleidet. Es waren lauter Herzensgute Leute, so höflich, so freundschaftlich, als ob sie einander Jahrelang gekannt hätten.

Kaum hatten sie sich niedergesetzt, als ihnen auch schon das schönste weiße Brod, Butter so gelb wie Wachs und ohne den mindesten Flecken, Wurst und Käse, alles auf blanken Tellern, vorgesetzt wurde. Das reinste, goldgelbe Bier lockte schon durch das reinliche Glas, in dem es perlte, und durch das saubre weiße Kännchen, aus welchem es eingeschenkt wurde; allein so gern sie beide etwas genossen hätten, so mußten sie doch noch Verzicht darauf thun. Wir sind gegangen, sagte Liebreich, und haben uns etwas

erhitzet,

erhitzet, Fritz hat sich über einige Hunde erschreckt, und ich habe mich in dem Wirthshause geekelt. In allen diesen Fällen ist es der Gesundheit höchst schädlich, etwas zu sich zu nehmen. Wir wollen uns mit Erlaubniß erst ein wenig erholen und uns zerstreuen, dann soll es uns schmecken.

Heinzer that daher den Vorschlag: Ob sie sich bei ihm und besonders in seinem Garten umsehen wollten? und man nahm dieses Anerbieten mit Freuden an. Die ganze Gesellschaft begab sich aus der Stube.

Fritz, der noch nie eine Landwirthschaft so genau beobachtet hatte, fand hier sehr vieles Merkwürdige, das ihm großes Vergnügen gewährte. Gleich beim Eintritt in den Hof fiel ihm ein großes Taubenhaus in die Augen, in dessen Höhlen Feldtauben nisteten, welche auf- und abflogen, sich schnäbelten oder verfolgten, ihre Jungen fütterten, rukseten und lockten. Kaum ließ sich die Hausmutter sehen, als auf dem Hofe alles zusammen lief, und aus Ställen, unter den Schweinskoben, kurz aus allen Winkeln eine Menge Hüner, Enten, Gänse jung und alt herbei strömte, um von ihr Futter zu

erwarten. Das war ein Spas, ein Getümmel und Lärmen so mancherlei Stimmen untereinander. Dort kam Miekchen, die eine Tochter, einen Korb mit Eiern in der einen, und ihre kleinere Schwester an der andern Hand aus einem Stalle heraus. Hoch hielt die kleine Marie ihr kleines Körbchen in die Höhe, in welches ihr die gute Schwester Eier gelegt hatte, und rief: Mutter, Vater, Gackei — viele — Indem klatschte Andreas, der Knecht, und kam mit zwei raschen Füchsen am Wagen zur offnen Thorfahrt herein, um Dünger auf den Acker zu fahren. Muthig wieherten die Rosse beim Anblick des Stalles, in Jugendkraft sprangen sie daher, und schäkerten sich beißend mit einander. Heinzer bat die Fremden um eine kleine Geduld, bis er den Wagen beladen habe, und August, der älteste Sohn, kam gleich herbei gesprungen, um nach seinen Kräften zu helfen. Indes hatte Miekchen ihre Schwester in der Thürschwelle abgesetzt, die Eier aufgehoben, und kam mit einem Futternapfe wieder heraus, den sie unter einen Korb zur Fütterung junger Küchen setzte. Das gab ein Vergnügen für Fritzen und für die andern Kinder! Unterdessen hatte die gute Mutter

Hein=

Heinzerin die Lebensmittel in den Garten getragen, jetzt kam sie zurück, setzte Wurst, Brod und Bier auf den Tisch in der Hausflur, und rief dem Knechte: Andreas, wenn Du fertig bist, so komme herein, und iß dein Halbabendbrod. Da nickte Andreas freundlich und warf auf den Wagen, was gehen wollte, um es sich bald schmecken zu lassen.

Unterdessen gieng Liebreich mit Fritzen in den Ställen umher, wo sie ebenfalls alles in der schönsten Ordnung und Reinlichkeit fanden. Im Kuhstalle standen fünf große Kühe, eine Schweizerart, die so gut bei Leibe, und so rein gestriegelt waren, daß sie wie Spiegel glänzten. Im Pferdestall kam Fritzen ein großer Ziegenbock entgegen, den die Kinder zum Reiten und Fahren abgerichtet hatten, und in den Schweinskoben grunzten große und kleine Schweine so weiß und reinlich, wie mit Seife gewaschen. Als sie nach der Scheuer giengen, fanden sie eine Anzahl Weiber sitzen, welche Flachs brechten und zubereiteten, und hier erhielt Fritz eine kurze Uebersicht der vielen Mühe, welche dieses nutzbare Gewächs erfordert, ehe es als Leinwand benutzt wird. Vater, sagte Fritz, als er alles so beobachtet hatte,

ein Landmann, wie Heinzer, mag wohl ein recht glückliches Leben haben.

Nun war alles geschehen, und Heinzer holte jetzt seine lieben Gäste in den Garten ab. Das war nun wohl kein Lustgarten, wie der des Herrn von Sommerstein, aber als der Garten eines Landmanns war er vortrefflich eingerichtet. Der vorderste Theil war Grabeland, wo dieser thätige Mann sich die Kraut- und Gemüßpflanzen selbst zog, die er nachher auf seinem Acker verpflanzte, wo er Kartoffeln gesäet hatte, um durch diese Pflanzen die Art wieder zu veredlen. Hier war eine vortrefflich eingerichtete Baumschule, wo er junge Kernreißer zog, sie nachher durch Pfropfen, Kopuliren und Okuliren veredelte, und sodann weiter in seine Gärten verpflanzte. Dort waren Beete mit Gurken, Salat, Bohnen und allerlei Gemüßen. An den Wänden standen Himbeersträucher, deren Früchte sich rötheten, und wovon der gute Heinzer die reifsten abpflückte, um sie seinen Gästen zu reichen; weiter hinten gab es Haselnußbüsche, und überall im Garten standen Johannis- und Stachelbeere, von welchen ebenfalls zum Appetit abgepflücket wurde. Das war ein Labsal für Fritzen, der, wie alle

Kin-

Kinder, ein großer Liebhaber vom Obste war. An der Wand der Scheuer, nach Morgen zu, aber stand ein Gebäude, welches ihn besonders sehr angenehm überraschte. Es war ein Bienenhaus in welchem sechs Bienenstöcke lagen, aus denen dieses arbeitsame Völkchen aus- und einflog, den Honig in seinen Magen, und die Wachs- und Futtermasse in bunten, gelben und weißen Höschen an den Füßen eintrug. Heinzer öffnete Frizen einen solchen Bienenstock, und dieser erstaunte über den Bau, und die künstliche innere Einrichtung desselben.

Endlich begab man sich in den hintern Theil des Gartens, der mit Gras bewachsen, und mit Fruchtbäumen bepflanzet war, die eine sehr reiche Erndte versprachen. Dort bog sich ein großer Apfelbaum mit seinen Aesten tief zur Erde nieder, und seine Früchte fiengen schon an sich zu röthen, da schwärmten lüsterne Wespen um die gelblichen Birn eines großen Birnbaums, und die schwachen Zweige der Pflaumenbäume hatte der sorgsame Hausvater bereits mit Strohseilen verwahrt, damit sie unter ihrer Last nicht brechen sollten. Ei, ei, was steht denn hier vor ein schöner schlanker Baum mit dunkelrothen

Früchten? Kirschen sind es, schöne dunkelrothe reife Herzkirschen. Darum hat sich der gute Heinzer hinweggeschlichen, jetzt kömmt er mit einer Leiter zurück, und, welche Freude, Fritz soll den Baum besteigen, und mit Augusten für sich und die Gesellschaft Kirschen pflücken! Solch ein Vergnügen hätte sich Fritz nicht träumen lassen.

Eilftes Kapitel.

Nun versammelte sich alles, groß und klein, die ganze Heinzersche Familie in der großen Lindenlaube, deren runder steinerner Tisch mit so vielen schmackhaften Speisen und Getränken besetzt war. Jetzt konnten sie ohne Gefahr etwas genießen, und sie langten auf Bitten des freundlichen Wirthes und seines eben so liebreichen Weibes zu. Hier, sagte Liebreich zu Fritzen, hier kann man doch mit Appetit etwas genießen, nicht wahr, da ist eine andere Wirthschaft, als

im Wirthshause? Dort hätte man mir noch Geld dazu geben können, und ich wäre doch nicht im Stande gewesen, etwas zu mir zu nehmen. Sind das nicht unreinliche Leute, die Wirthsleute, ich dächte sie würden keinen Tropfen Bier los?

Sie würden auch, erwiederte Heinzer, nichts los werden, wenn sich nicht einige eben so unreinliche und liederliche Leute zu ihnen gesellt hätten, die sich unter feine Gesellschaft nicht begeben dürfen. Diese kommen nicht aus der Schenke, sie gewinnen den Wirth im Solospiel das Geld ab, womit sie ihm nachher das Bier bezahlen.

Die Heinzerin bedauerte besonders die armen Kinder, deren körperliche Pflege und gute Erziehung bei dieser üblen Haushaltung ganz vernachlässiget werde. Die Kinder, sagte sie, werden an keine Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt, sie schonen nichts von ihren Kleidern, und sehen immer zerlumpt und ärmlich aus; sie bekommen nie zur rechten Zeit ihre Nahrung und weiße Wäsche, und so verderben sie im Schmutze, essen und trinken, wenn es ihnen einfällt, und alles untereinander, daher werden sie nie ge-

sund, sehen immer aus wie Leichen, und welken wie kranke Pflänzchen dahin. Von sieben Kindern sind bereits viere begraben worden, weil sie in Krankheiten schlecht in acht genommen wurden.

Liebreich. Das kann ich wohl denken, denn in der Wirthsstube könnte der gesundeste Mensch krank werden, wie mag da ein Kranker genesen können!

Heinzerin. Ueberdies wachsen die Kinder in allen Unarten auf, niemand bekümmert sich um sie, von ihren Eltern sehen und hören sie nichts Gutes, in die Schule kommen sie selten, da werden es wohl einmal Menschen werden, die Gott und aller Welt zur Last fallen, und sich selbst zur größten Pein leben. Großer Gott, was können doch nachlässige Eltern für Unglück und Elend über ihre Kinder bringen, und sich noch an der späten Nachwelt versündigen!

Sie werden, erwiederte Heinzer, leider auch bald ausgewirthschaftet haben, und das ist kein Wunder. Bei diesen Leuten kommen alle Untugenden zusammen, Unreinlichkeit und Unordnung, Liederlichkeit, Faulheit und Verschwendung. Gethan

than und gearbeitet wird nichts, man spielt und zecht vom Mittag an bis in die späte Nacht, dann wird erst am Morgen aufgestanden, wenn andere Leute schon vom Felde zurückkommen. Nun ist man verdrossen und träge, alles liegt umher, und es fehlt an Zeit, aufzuräumen und zu säubern, da läßt man lieber alles liegen, wo es liegt. Wenn Mittag ist, wird erst Anstalt zum Kochen gemacht, unterdessen hat das arme Vieh den bittersten Hunger und Durst leiden müssen, bekömmt es endlich Futter, so überfrißt es sich, und geht zu Grunde. Der Feldbau wird vernachlässiget, der Acker zur unrechten Zeit bestellt und besäet, die Frucht in der Erndte erst eingesammlet, wenn Wetter und Vieh, diebische Menschen und Ungezieser das Beste genommen oder verdorben haben, folglich wird überall eingebüßt, immer zugesetzt.

Ja, rief Mutter Heinzerin, da trifft es ein, wie meine selige Mutter sagte: die Hände wollte ich mir eher selbst abhacken, wenn ich nicht meine Sachen reinlich und den Haushalt in Ordnung erhalten wollte. Es kostet ja nur Wasser, Seife, Mühe und etwas Aufmerksamkeit, gleichwohl kann man damit sehr viel ausrichten.

Liebreich. Ei ja wohl sehr viel mit wenig Mühe. Ein altes runzliches Gesicht, das schlechteste Kleid, ein ärmliches Haus, ein geringes Gefäß und Geräthe gewinnt ein gutes Ansehen, wenn es nur reinlich und ordentlich ist, und der wohlgebauete Körper, das schönste Gesicht, der beste Anzug, das kostbarste Geräthe verliert, wenn es unrein aussieht, am unrechten Orte liegt, oder liederlich behandelt wird. Ordnung erhält die Welt, und Reinlichkeit ist halbes Leben, das ist und bleibt ewig wahr, und die gesunde Vernunft sagt es: Jeder muß auf Ordnung halten. Was wollte aus der Erde werden, wenn der liebe Gott alles in der größten Unordnung ließ, wenn die Fische auf den Bergen, die Vögel in dem Wasser, und die Thiere untereinander lebten, wie bei den Wirthsleuten, die Kämme und Milchtöpfe, das Brod und die Schuh, die Bierkannen und Schweinseimer untereinander stehen. Wenn er bald den Winter im Julius, bald den Sommer im Januar fallen ließ, wie diese den Mittag zum Morgen und die Nacht zum Mittage machen? Wie wollte es in der menschlichen Gesellschaft werden, wenn sich niemand an eine gewisse Ordnung

nung gewöhnen, und in die einmal bestimmte Einrichtung fügen wollte? das würde lauter Stöhrungen geben. Der eine wollte essen oder trinken, und man kochte oder brauete erst, der wollte schlafen, und jener arbeitete und stöhrte durch sein Pochen und Lärmen den andern, der stellte seinen Karn vor des Nachbars Hausthür, und den Pflug in den Fahrweg, und jener müßte seine Peitsche, sein Beil oder sonst ein Werkzeug erst an den Orten suchen, wo es gar nicht hin gehörte, wie viele Zeit würde da nicht unnütz verschwendet werden! Bei mir, das leide ich nun einmal nicht anders, muß jede Sache ihr bestimmtes Plätzchen haben, und dahin muß es sogleich wieder gethan werden, wenn es gebraucht worden, dann kann man es zu allen Zeiten, sogar in der Dunkelheit wieder finden, und es geht so leicht nicht verlohren. Daran bin ich einmal gewöhnt, und dazu werden alle meine Leute angehalten. Es muß daher bei den Wirthsleuten doch der Fehler an der Erziehung liegen.

Heinzer. Da liegt auch der Grund zu aller ihrer Unordnung und Liederlichkeit. Wie das so manchmal in der Welt geht. Man sagt: Ein Sparer will einen Zehrer haben, und das trifft

gar

gar oft ein. Gemeiniglich wenn die Eltern auf der einen Seite zu karg und gar zu zähe sind, dann werden die Kinder um desto verschwenderischer. Ueberhaupt ist es kein seltner Fall, daß gerade die Kinder reicher Eltern am ersten aus der Art schlagen, und das geht sehr natürlich zu. Sie verlassen sich auf ihren Reichthum und sind unverständig genug, daß sie glauben, sie brauchten nichts zu lernen noch zu arbeiten, da sie zu leben hätten; auch stellen sie sich ihr Vermögen viel zu groß vor, und denken, es könne nie klein werden, da sich doch der größte Haufen Geld vermindert, wenn ich immer davon nehme, und wenig oder gar nichts hinzuthue, darüber gewöhnen sie sich das Verschwenden an, und nun haben sie sich eine Menge Sachen zu so nothwendigen Bedürfnissen gemacht, daß sie sich dieselben nicht versagen können, sollte auch der letzte Heller, das letzte Hemd darauf gehen, bis sie ganz arm sind, und die Noth Einschränkungen zu machen lehrt. So war es der Fall bei unsern Wirthsleuten, ich weiß es noch sehr gut.

Liebreich war begierig zu erfahren, wie diese Leute in den kläglichen Zustand gekommen waren, und bat Heinzern um Mittheilung der Nachrichten,

richten, die er wisse. Sie setzten sich beide traulich und näher zusammen, und Heinzer fuhr fort.

Zwölftes Kapitel.

Die Eltern der Wirthin besaßen diese Schenke eigen, und da sie ihre Wirthschaft sehr wohl verstanden, kamen sie zu vielen Vermögen. Kathrinchen war ihr einziges Kind, und wurde verhätschelt. Man hielt sie in der Jugend zu nichts an, und so lernte Kathrinchen weder Stricken noch Flicken, weder Nähen und Spinnen, noch Kochen und Waschen, oder einen Haushalt vorzustehen, und eine ordentliche Eintheilung zu machen. Sie durfte keine Hand regen, keinen Finger in das Wasser tauchen, sondern mußte immer geputzt herumgehen. Alles, was sie verlangte an Leckereien und Putz, das wurde ihr geschafft, es mochte so kostbar und theuer seyn, als es wollte, darüber wurde

Kathrin=

Kathrinchen näschig und eitel. Sie nahm ihre Kleider weniger in acht, damit sie immer neue und bessere bekommen möchte, und wurde liederlich. Nun war ihr kein Mensch mehr gut genug, der nicht auch so reich war, wie sie. Nur des damaligen Schulzen einziger Sohn, ihr jetziger Mann, ward endlich mit ihr getrauet. Seine Eltern waren ebenfalls die reichsten Leute im Dorfe, und so sollte das Vermögen recht zusammen bleiben. Diese hatten wieder auf andere Art durch allzugroße Sparsamkeit, oder vielmehr Geiz, ihren Sohn verdorben. Er wußte doch, daß er einst vielen Reichthum von ihnen zu hoffen habe, und wollte sich nach seinem Stande und Vermögen aufführen, gleichwohl hielten sie ihn sehr karg und spärlich, wie sie denn überhaupt gegen Gesinde, Taglöhner und in ihrer ganzen Lebensart ein wenig zu genau waren, um nur alles für ihren Jonathan zusammen zu scharren. Was that aber der Sohn? Da er wenig Geld von ihnen bekam, so bestahl er sie heimlich nun destomehr an Geld und Früchten. Konnte er das nicht, so borgte er, und jedermann borgte ihm, weil man wußte, daß er reicher Leute

Kind war. Dieß war nun freilich sehr unrecht, denn man muß jungen Leuten durchaus nicht borgen, um ihnen in ihrer Liederlichkeit und Verschwendung Vorschub zu thun. Kurz, dadurch wurde Jonathan liederlich. Er schwärmte die Woche lang auf allen Dörfern herum, und ließ entsetzlich viel Geld aufgehn, aber um die väterliche Wirthschaft bekümmerte er sich wenig. Diese Lebensarten setzten beide nachher im Ehestande fort, und so haben sie nun ihr beiderseitiges Vermögen, das so ansehnlich war, durchgebracht, und sind so weit herunter gekommen, daß nun auch die Schenke, das letzte, was sie noch übrig hatten, verkauft werden soll. So weit kann es Verschwendung und Liederlichkeit mit dem Menschen bringen! Natürlich nimmt nun die Unreinlichkeit und Unordnung aus Noth und Armuth immer mehr überhand, und das Elend täglich zu. Der Mann versäuft und verspielt die Grillen, die Frau hat keinen Muth sich zu retten, so lassen sie es beide jetzt gehen, wie es geht. Nun giebt es täglich Vorwürfe, Uneinigkeit, Zank und Schlägerei, worunter auch die Kinder

leiden, und dadurch ebenfalls tückisch und boshaft werden, kurz, es ist ein jämmerlicher Zustand.

Liebreich. Daß doch solche Leute nicht noch zu rechten Zeiten überlegen, was zu ihren Glück und Frieden dient!

Heinzer. Für unser Dorf ist es gut, wenn eine andere Wirthschaft hieher kömmt, denn jetzt zieht sich alles liederliche Gesindel und Bettelvolk hieher, das in ordentlichen Wirthshäusern nicht beherberget wird, und wir haben dann immer unsere Noth mit Allmosengeben, überdieß noch die Sorge und Gefahr von ihnen bestohlen zu werden. Einen guten Tropfen Bier kann man auch nicht bekommen, und ich denke manchmal: Was müssen nur die Fremden sagen, welche das Unglück hieher führt, wenn sie die abscheuliche Wirthschaft sehen, und in eine Zechstube treten, wo gerade der Abschaum unseres Dorfes sich aufhält? Müssen sie nicht glauben, wir wären alle im Dorfe so liederliche Leute? So können oft einige schlechte Menschen ihren Wohnort in einen üblen Ruf bringen, und es sollte doch vielmehr ein jeder darauf sehen, daß auch durch ihn der

gute Ruf und Wohlstand seines Wohnortes erhalten und befördert werde.

Liebreich hatte seine Betrachtung über das so sonderbare Steigen und Fallen mancher Familien. Wie es in der Welt mit Ländern und Reichen geht, sagte er, sie kommen empor, werden durch Anbau blühend, und ihre Einwohner erreichen durch Fleiß, Handel und Wandel einen Wohlstand und Ueberfluß, der sie vor andern Nationen erhebt, aber ehe man sich es versieht, sinken sie durch Kriege, Unruhen und andere Unfälle wieder herab, und gerathen in Armuth und Barbarei oder Dummheit und Weichlichkeit, die sie muthlos und elend macht. So geht es auch im Kleinen mit einzelnen Familien, einige arbeiten sich aus der Niedrigkeit empor, andere sinken wieder von ihrem Wohlstand herab. Auch diese Einrichtung hat unstreitig ihr Gutes. Dadurch bekömmt der Arme und Niedere Muth, sich empor zu arbeiten, und den Reichen soll dieses für Stolz und Uebermuth, Grausamkeit und Härte gegen Geringe bewahren, denn er kann nicht wissen, wie es ihm oder den Seinigen noch gehen kann, und so soll es ihn ermuntern, durch ein thätiges und ordentliches Leben sich, so wie

durch gute Erziehung seine Familie für drohenden Untergang zu bewahren. Das ist, sagte Heinzer, der Fall mit mir und denen Wirthsleuten. Wenn ich daran denke, als ich vor etlichen dreißig Jahren hieher in das Dorf kam, da war bei diesen Familien Ueberfluß und bei mir die größte Armuth, jetzt ist gerade das Gegentheil. Er, der Wirth, damals der Sohn reicher Eltern, kann jetzt seinen Stab nehmen und fortwandern, wenn er will, und ich wanderte damals mit einem kleinen Bündel am Stabe in das Dorf ein, jetzt bin ich ein wohlhabender Mann.

Auf Liebreichs Bitten erzählte Heinzer seine Lebensgeschichte ausführlich, aus der wir nur kürzlich folgendes anführen wollen.

Heinzer hatte sich schon in seinem eilften Jahr wegen Armuth seiner Eltern bei den Hirten seines Dorfes Fronthal vermiethen müssen, und war dann in seinem sechzehnten Jahre hieher als Knecht bei die Wittwe Märzerin gekommen. Als er ihr zehn Jahr treu und redlich gedient hatte, und sie ihre Wirthschaft ihres Bruders Sohn abtrat, schenkte sie ihm dieses Fleck, wo eine kleine Hütte stand, nebst dem Garten und drei Acker Land in jedes Feld. Das war sein Anfang.

fang. Allein durch ununterbrochenen Fleiß, und Arbeitsamkeit verbesserte er seine Umstände von Jahr zu Jahr, und konnte nach zehn Jahren theils von seinem ersparten Lohn zu 100 Gülden, von 30 Gülden, die sein väterliches Erbe und 75 Gülden von seiner Frau nebst seinem erworbenen und ersparten Vermögen schon für 480 Gülden Acker ankaufen, und nach fünf Jahren sich an der Stelle der Strohhütte dieses schöne Haus erbauen. Nun nahm sein Wohlstand immer mehr zu, und er konnte mit recht zu Liebreichen sagen: Alles, was ich habe, das habe ich nächst dem Seegen Gottes meiner Arbeitsamkeit, Ordnung und Sparsamkeit zu verdanken.

Wenn ich, fuhr Heinzer fort, vom Seegen des lieben Gottes rede, so will ich damit nicht sagen, daß mir alles ganz ohne mein Zuthun, und auf ungewöhnliche Weise durch ein Wunder wie vom Himmel zugeflossen wäre, nein, es gieng alles ganz natürlich zu, und eines folgte aus dem andern. Sondern ich nenne das Seegen Gottes, daß ich von meinen guten Eltern war häuslich, und sparsam erzogen worden, daß mich der Hirte, bei dem ich diente, zur Ar-

beit und Ordnung anhielt, und mir vieles nützliche, besonders was die Viehzucht betraf, lehrte, welches mir in der Folge sehr großen Vortheil brachte, daß es der liebe Gott so leitete, daß ich bei die reiche Wittwe kam, und daß diese den guten Gedanken gegen mich hegte, und mir zu einem kleinen Anfang verhalf, daß ferner die Uebernahme meiner eignen Wirthschaft gerade in gute Jahre fiel, wo reiche Erndten und doch gute Fruchtpreise waren, daß ich von Hagel, Feuer, Krieg, Seuchen, Krankheiten, Diebstahl, Hauskreutz und allerlei unverschuldeten Unglücksfällen verschont blieb; daß mir der liebe Gott ein braves Weib gab, das alles, nenne ich Seegen Gottes. Wenn ich freilich ein liederlicher Kerl, der wie andere Knechte seinen Jahrlohn vergeudete, den Pferden den Hafer entzog und verkaufte, oder überhaupt unredlich diente, so gieng das alles vor mir vorüber, oder hätte ich nun nicht gearbeitet, so kam ich wenigstens nicht weiter, aber so weiß der liebe Gott am besten, wie sauer wir es uns, besonders in denen ersten Jahren, haben werden lassen.

Er erzählte hierauf weitläufig, wie er vom frühen Morgen an bis in die

sinkende Nacht gearbeitet habe, indem er nicht allein sein eigen Feld besorgt, sondern auch noch nebenher als Taglöhner, Schnitter und Drescher bei dem Neffen der Märzerin sich viel erworben. Ferner hatte er bei seinen Arbeiten nicht blos den Körper angestrengt, sondern auch seinen Kopf, seinen Verstand zu Hülfe genommen. Er hatte über alles nachgedacht, wie es am besten zu machen sey, die Erdarten untersucht, und welche Früchte am besten in denselbigen geriethen, Anis, Klee, und dergleichen nutzbare Gewächse gebaut, seinen Garten und seine Äcker vortrefflich angelegt, und sich überhaupt weniger um den gewöhnlichen Schlendrian bekümmert, nach welchem die Ortseinwohner ihre Feldwirthschaft betrieben, wie sie der Grosvater und Urgrosvater getrieben hatte, sondern er hatte selbst untersucht und geprüft, ökonomische Schriften gelesen, mit verständigen Leuten gesprochen, Versuche im Kleinen und nachher im Großen angestellt, und so durch vernünftige Thätigkeit seinen Wohlstand befördert, unbekümmert um den Spott und Tadel der Unvernünftigen, die jede Neurung, alles was vom alten Schlendrian abweicht, mißbilli-

gen, und um den Neid, der dem andern es nicht gönnt, wenn er sich empor hilft.

Freilich, fuhr Heinzer fort, haben wir uns im Anfange sehr sparsam beholfen, und uns vor jeder Ausgabe hüten müssen, die nicht zur Nothdurft und einem gewissen Wohlstand unumgänglich nöthig war. Noch immer müssen wir es so einrichten, daß nie unsere Ausgaben die Einkünfte übersteigen, sondern daß vielmehr von unserer Einnahme etwas auf unvorhergesehene Unfälle oder zur Verbesserung unserer Wirthschaft übrig bleibt. Sparsamkeit ist erst recht die Mutter des Wohlstandes und des häuslichen Glücks; denn wenn einer noch so sehr arbeitet, und es sich sauer werden läßt, aber er versieht es in genauer Eintheilung, und verschwendet, so kömmt er doch zu nichts, und kommen Unfälle, wo seine Einkünfte stocken, dann hat er nichts zuzusetzen, und verarmet immer mehr. Unsere Alten sagten: den Groschen, den man erspart, braucht man nicht erst zu verdienen, und oft kann einen eine kleine Ersparniß viel helfen, mit einem Thaler, den man eben übrig hat, kann man oft durch Anwendung zur rechten Zeit zehn andere gewinnen. Als ich meine

ne Frau heirathete, stellte ich ihr es vor, daß wir uns vor jetzt in Kleidern und Nahrungsmitteln nur nothdürftig behelfen, und uns manche Lustbarkeit versagen müßten. Sie ließ es sich gefallen, war zufrieden mit dem, was wir hatten, sie theilte alles sehr genau ein, besserte an Kleidungsstücken aus, wo es möglich war, um Aufwand zu verhüten, unsere Hochzeit, Kindtaufen und Kirchweihen wurden sehr einfach und ohne grose Kosten gefeiert, Kaffee und dergleichen kostspielige und dabei ungesunde Nahrungsmittel fielen ganz weg, und durch alles dieses sind wir die Leute geworden, die wir sind. Jetzt können wir nun freilich besser und anständiger leben, ohne Schaden manchen Aufwand machen, manche Ergötzlichkeit genießen, als vormals, und das thun wir denn auch. Denn wem der liebe Gott mehr giebt, als er braucht, dem erlaubt er auch wohl, ein bequemeres und besseres Leben zu führen, und es wäre dann Unrecht, so kärglich wie die Geizigen zu leben, die sich nichts zu Gute thun.

Es that mir zwar manchmal wehe, fiel Mutter Heinzerin ein, wenn ich sahe, daß sich mein guter Mann so plagte, ohne daß er sich

 viel

viel zu Gute thun konnte, allein nun haben wir es auch um desto besser. Und mir, erwiederte Heinzer, blutete manchmal das Herz, wenn ich meiner braven Frau nicht eben solchen Putz kaufen, und die Lustbarkeiten machen konnte, welche sich ihre Nachbarinnen erlaubten; allein ich habe es nun beigebracht, nicht wahr, Evchen? Es schalt mich mancher einen Knauser, und höhnte mich aus, allein ich dachte: Wer zuletzt lacht, der lacht am besten, und ich habe mich nicht geirrt.

Liebreich und Fritz hatten diesen Erzählungen mit allem Wohlgefallen zugehört, und bezeigten ihren Beifall. Heinzer war so bescheiden, daß er versicherte: Er wollte sich das alles nicht zum Verdienst anrechnen, und deswegen stolz darauf seyn; Es sey Pflicht für jeden Menschen zu arbeiten und das Seinige zu thun, und eben so Pflicht sparsam zu leben; Er würde so gehandelt haben, auch wenn ihn der liebe Gott nicht so reichlich dafür belohnt hätte, wenn ihm auch Unfälle zugestoßen und zurückgeworfen hätten. Der Mensch sey zur Arbeit bestimmt, wie der Vogel zum fliegen, und jede Verschwendung sey Sünde, die man an der

Mensch-

Menschheit begehe. Was wollte denn daraus entstehen, wenn alle Menschen verschwenden würden, dann würde einer am andern zum Betrüger werden, und zuletzt hätte keiner nichts mehr. Daher wären ihm die schändlichen Menschen äußerst verhaßt, welche erst alles verthäten, dann Schulden und zuletzt Banquerut machten, wo sie als schändliche Betrüger viele unschuldige Leute in das Unglück brächten.

Jetzt sahe Liebreich nach seiner Taschenuhr; und nun war es hohe Zeit zum Aufbruch, wenn sie noch vor einbrechender Nacht die Stadt erreichen wollten. Er und Fritz schieden unter herzlichem Dank von dieser lieben Familie.

Dreizehntes Kapitel.

Nun noch drei kleine Stündchen, und unsere Reisenden befanden sich wieder bei ihrer lieben Familie, auf deren Wiedersehen sie sich beide herzlich freuten. Rasch wanderten sie ihren

Weg dahin, und giengen noch einmal die vielen Auftritte durch, welche an diesem einzigen Tage ihnen begegnet waren. Ich habe doch schon in meinem Leben, rief endlich Fritz, manchen rohen Menschen gesehen, aber so fürchterlich habe ich noch nicht fluchen und schwören, so abscheulich noch nicht schimpfen gehört, als in der Schenke. Müssen das nicht böse Menschen seyn! mir ist angst und bange geworden!

Du hast recht, lieber Fritz, erwiederte Liebreich. Ein Flucher ist auch ein abscheulicher Mensch! Er ist im Stande, in der Boßheit allen, oft seinen besten Freunden, oft denen unschuldigsten Geschöpfen, ja sich selbst alles Uebel zu wünschen. Was würde ein solcher wohl thun, wenn er mächtig genug wäre, seine lieblosen Wünsche in Erfüllung zu bringen? Gewiß alles Unglück würde er auf die herabschleudern, die seine boßhafte Seele haßt.

Fritz. Weißt du es noch, Vater, wie der eine von der Spielgesellschaft wünschte, daß ihn und den andern alle Donnerwetter und aller Hagel in den Erdboden tief, tief hinab schlagen möchte, weil er ein unrechtes Kartenblatt ergrif-

fen, und jener nicht nach seinem Wunsche ausgespielt hatte!

Liebreich. Und der Wirth, der Mann konnte seinem eignen Weibe — ach, mir schaudert, wenn ich es nur aussprechen soll — seiner Lebensgefährdtin konnte er tausend Schock Schwerenoth wünschen! Großer Gott, das kann ein Mensch dem andern wünschen! Eine Noth, ein Elend ist schon hart genug! Die schwere Noth, jene schreckliche aller Krankheiten, die man Epilepsie, fallende Sucht, das böse Wesen nennt, konnte er seiner Frau wünschen, und dem schreienden Säugling zurufen: Er wolle, daß es der — — holte! Ach über die abscheulichen Menschen! Und wie frech, gleichsam von Gott zu verlangen, er soll, um ihre abscheuliche Rache zu kühlen, andern Geschöpfen, seinen unschuldigen Menschen auf ihren Wunsch Leiden und Noth zuschicken; er soll seine wohlthätigen Gewitter zum Verderben gebrauchen.

Fritz. So was thut der liebe Gott doch nicht. Was gottlose Menschen uns Böses wünschen, begegnet uns deswegen gewiß nicht.

Liebreich. Also ist ja das Fluchen umsonst, aber ist es nicht ein Beweiß eines bösen Herzens?

Wird

Wird der, welcher dem andern flucht, ihm wohl Gutes erweisen, oder wird er sich nicht vielmehr über des andern Unglück freuen, und es befördern, wo er kann?

Fritz. Ganz sicher.

Liebreich. Ja, wie würde dann manchem Flucher zu Muthe seyn, wenn Gott seine Flüche erfüllte? Wenn sein Weib vor seinen Augen in gräßlichen Konvulsionen dahin stürzte, die Zähne knirrschte, Blut und Schaum aus dem Munde geiferte, mit dem Kopfe schlüg, und mit Händen und Füßen krampfhaft arbeitete und zuckte. — Wann sein Kind, die Darre, die Auszehrung bekäm, wann sein Vieh von der Pestilenz befallen dahin stürzte, wenn ihn selbst der Schlag rührte, und ein böses Wesen ihn holte —

Es erfolgte eine Pause, in welcher jeder noch weiter über die Abscheulichkeit der Flüche nachdachte, bis endlich Fritz das Stillschweigen unterbrach, und sagte: Eben so kann ich auch die Leute nicht ausstehen, die alle Augenblicke, bei jeder Gelegenheit, jeder Kleinigkeit schwören, oft bei den offenbarsten Lügen, wie die heutigen Spieler. Bei jedem Worte, das sie

erzählten, sagten sie: Wahrlich, weiß Gott, meiner Seele, so wahr Gott lebt, und dergleichen. Bald wollten sie nicht gesund auf der Stelle sitzen, bald sollte sie Gott strafen, bald der oder jener holen, wenn es nicht wahr wäre. Was haben denn nur die Leute davon, man glaubt ihnen um deswillen doch eben nicht mehr.

Liebreich. Du wirst auch immer finden, daß solche leichtsinnig schwörende gemeiniglich die leichtsinnigsten und gewissenlosesten Menschen sind. Leichtsinnig sind sie, denn sie überlegen nicht, was sie sagen, und eben, weil sie wissen, daß sie oft lügen, und daß ihnen deswegen niemand mehr glauben will, wollen sie es nun mit solchen Schwüren erzwingen, und doch hilft es ihnen nichts. Wären sie redliche, wahrhaftige und gute Menschen, so würde man ihnen schon auf ihr Wort, auf ihre gewöhnliche Versicherung besser glauben, als auf ihre Schwüre. Ein solcher Leichtsinnigschwörender beweißt, daß er keine Ehrfurcht vor Gott dem Allwissenden, und keinen Funken von Achtung gegen seine Nebenmenschen hat, denn wer entweder eine unbedeu-

bedeutende Wahrheit, oder wohl gar eine schändliche Lüge vor Gott dem Allwissenden, und im Angesichte seiner Nebenmenschen betheuren kann, bei dem ist alles sittliche Gefühl verlohren. Wem der Eid nicht heilig ist, was ist ihm denn noch heilig und ehrwürdig?

Aber, wendete Fritz ein, ich kenne doch auch etliche sehr brave und redliche Personen, die gleichwohl bisweilen „Wahrlich" sagen, und Gott zum Zeugen anrufen.

Liebreich. Bisweilen, aber nicht bei jeder Gelegenheit, wie bei einer Lügen, sondern gewiß nur bei einer wichtigen Sache, da gebe ich Dir es zu, daß du auch von den redlichsten Menschen diesen Ausdruck gehört hast, und sicher sagten sie dieses Wort immer mit einer gewissen Feierlichkeit, daß man merken konnte, sie betheuerten damit eine wichtige Wahrheit. Da ist es eben so, als wenn ich vor der Obrigkeit einen feierlichen Eid ablege.

Bald waren sie nicht weit mehr von der letzten Anhöhe entfernt. Fritz sahe von ohngefähr hinauf, und rief dann plötzlich mit der Hand dahin weisend: Vater, sieh doch dort oben!

Es

Es winkt, es winkt mit dem Schnupftuch. Das ist Mutter und Miencheu — ja, ja, sie sind es.

Würklich waren diese zwei guten Leutchen ihren Lieben entgegen gegangen, und als sie sie von fern sahen, gab Miencheu zuerst ein Zeichen mit ihrem Tuche, um der Sache gewiß zu seyn, und Fritz beantwortete es mit Schwenkung seines Hutes. Da hüpfte das gute Mädchen, schlug in die Hände und rief: Sie sind es, der gute Vater und Bruder Fritz. He, he, guten Abend, schrie sie mit aller Kraft ihrer Stimme, und beide fiengen an, einander entgegen zu laufen. Jetzt traten sie zusammen, breiteten ihre Arme gegen einander aus, und stürzten sich eins um des andern Hals. Wie herzlich sie sich drückten und küßten! Bald trafen auch Vater und Mutter zusammen, und unter ihnen allen herrschte die innigste Freude des Wiedersehns, daß man glauben sollte, sie wären Jahre lang von einander getrennt gewesen. Von beiden Theilen gieng das Fragen und Antworten an. Wie es gegangen, ob man recht vergnügt gewesen, wie es ihnen gefallen, ob man oft an einander gedacht, ob nichts weiter vorgefallen sey? und dergleichen. Mutter Liebreich versicherte:

Sie

Sie habe sich recht gefreut, daß das Wetter so vortrefflich gewesen; und Fritz betheuerte: Er habe die Mutter und Minchen tausendmal bei sich gewünscht, so wohl in dem schönen Garten des Herrn von Sommerstein, als bei Freund Heinzern. Ich dachte an Dich, Minchen, sagte er, als ich auf dem Kirschbaum — halt — Er griff in seine Tasche und theilte von den Kirschen aus, welche ihm der gute Heinzer auf den Weg mitgegeben hatte. Nun nahm eines das andere an die Hand, und so gieng es die Anhöhe hinab. Als Liebreich so traulich Arm in Arm mit seinem lieben Weibe dahin wandelte, und einen heitern Blick auf die vor ihm einträchtig wandernden Kinder warf, fiel ihm der Gedanke Syrachs ein. Drei schöne Dinge sinds, an denen Gott und Menschen Freude und Wohlgefallen haben. Wenn Geschwister einig sind, Nachbaren sich lieb haben, und Mann und Weib sich mit einander wohl begehen.

Der Vater äußerte seine Zufriedenheit über Fritzens Betragen, und die Mutter über Minchen. Sie hatte sogar von ihrem Spargelde Garn gekauft, um Fritzen bei seinem Geburtstage

tage mit neuen Strümpfen heimlich zu überraschen, an denen sie in seiner Abwesenheit gestrickt hatte.

So kamen sie unvermerkt an das Stadtthor, und endlich in ihre Wohnung. Heiter, obschon ermüdet, setzte sich Fritz in einen Winkel, und erzählte was er gehört, gesehen, beobachtet und genossen hatte. Liebreich freute sich, als er hörte, daß nichts Unangenehmes vorgefallen sey, daß der Lehrjunge keinen Verdruß gemacht, und die Gesellen ihre Schuldigkeit gethan hatten. Ein vergnügter Tag, sagte er, ist auch viel werth; er hält uns für viele andere saure Arbeitstage wieder schadlos, zumal wenn er uns nicht durch unangenehme Nachrichten verbittert wird, sonst ist es eben, als ob man auf Wein bittre Magentropfen einnehmen muß, die auf einmal den süßen Nachgeschmack verderben. Es ist, fragte er nach einer Weile, also gar nichts besonders vorgefallen?

Mutter Liebreich. Das ich mich nicht besinnen könnte. Doch, doch, rief Minchen, wer ist denn diesen Morgen da gewesen?

Hast recht, Minchen, rief die Mutter, der Hochzeitbitter ist da gewesen, und hat uns bei

Vetter Munterbachen auf den Sonntag eingeladen, und nachher kam der Handwerksdiener, und brachte einen Gruß vom Obermeister, und er läßt Dich auf den Freitag in das Handwerk bitten, weil in drei Wochen Jakobustag sey.

Was, rief Fritz, der auf einmal wieder munter wurde, in drei Wochen Jakobustag? Er lief in einem Strumpfe nach dem Kalender, und sahe hinein. Richtig, rief er, den 25sten Jul. Jakobus, und heute haben wir den 2ten. Das geht herrlich. Auf den Sonntag eine Hochzeit, und in drei Wochen den Jakobusschmauß, da giebt es wieder eine Hauptlust.

Vierzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen beredeten sich Liebreich und seine Frau, wie es mit der Hochzeit sollte gehalten werden; da äußerte Mutter Liebreich einigen Unwillen, und sagte: Ich möchte nur wissen, was manche Leute davon haben, daß sie

große

große Hochzeiten, Kindtaufen und Gastmale ausrichten, eine Menge Leute dazu bitten, und so viele unnöthige Kosten aufwenden?

Liebreich. Nichts haben sie davon, als die Unruhe, und die Nachwehen, wenn der Zahlungstag kömmt, Tadel und zehnfachen Verdruß von denen, die entweder nicht auch gebeten worden sind, oder die nicht genug bekommen haben, oder von denen, die gewöhnlich an allen etwas auszusetzen wissen, denen das Essen zu fett, das Backwerk zu mager, das Bier zu trübe, oder der Wein zu helle war. Ich lasse mir es allenfalls von vornehmen und reichen Leuten gefallen, daß sie bisweilen etwas aufgehen lassen, diese haben Geld, Raum in ihren Häusern, und alle Geräthschaften dazu, aber von Leuten, die Geld und alles dazu erst borgen müssen, ist es die größte Thorheit von der Welt. Eine Ehe oder Kindtaufe wird ja darum weder gültiger noch unkräftiger, weil viel oder wenig Leute dabei geschmaußt, wohl gar unmäßig gelebt haben. Ist also einer nicht ein Thor, wenn er sich auf Unkosten vieler nachfolgenden unmuthigen Tage, wo er wieder sparen, arbeiten, sich mahnen oder

bereden lassen muß, einen oder etliche lustige und rauschende Tage erkaufet!

Mutter Liebreich. Es ist nur um der zeitlichen Ehre, um des Großthuns willen, damit die Leute sagen sollen: Der hat eine große Hochzeit ausgerichtet; der hat recht aufgehen lassen.

Liebreich. Gehe mir ja mit der Ehre, die bloß durch Großthun erzwungen werden soll, ohne daß sie sich auf wirklich gute und lobenswürdige Thaten gründet. Ist denn das eine Ehre, wenn der Vernünftige sagen muß: Der hat sich zu seinen größten Schaden, mit Borgen und Sorgen, ein großes Gastmahl angestellt? Von einer Handlung, die uns wahre Ehre bringen soll, muß unsere gesunde Vernunft, und jeder vernünftige Mensch urtheilen, daß sie recht und gut war, sonst bringt sie vielmehr Schande. Denn was einfältige, vorurtheilsvolle Menschen von einer Handlung urtheilen, das darf uns nicht kümmern. Auf das Urtheil der Verständigen, auf das Urtheil unsers eignen sittlichen Gefühls kömmt dabei alles an. Der große Haufen, der eine Handlung nicht vernünftig untersucht, tadelt freilich oft das Gute, und lobt

Thor-

Thorheiten, ja wohl gar Laster; wer sich also nach den Beifall oder Mißfallen dieser richten wollte, der würde sich gar oft zu seinen eignen Schaden trügen.

Lieber Mann, antwortete Mutter Liebreich, wie sind denn manche Leute!

Schlimm genug, daß sie so und nicht vernünftiger sind, erwiederte Liebreich und schwieg — doch, fuhr er nach einer Weile fort, daß wir nicht das Wichtigste vergessen: Ich wollte Dir, liebe Frau, ein neues seidnes, halbseidnes, fein kattunes, oder sonst ein Kleid kaufen, wie Du es willst, damit Du zur Hochzeit etwas anders, als gewöhnlich, anziehen könntest, Du magst also in den Kramladen gehen, und Dir es aussuchen.

Hm, sagte Mutter Liebreich lächelnd zu ihrem Manne: Wie kömmst Du denn auf diesen Einfall; meinst Du wohl, daß ich auf der Hochzeit vergnügter seyn würde, wenn ich einen neuen Anzug an hätte, oder werde ich darum etwas bessers? Ich bin und bleibe doch nur die Frau Liebreichen, und wer mich bloß um meines neuen Kleides willen ehren und auszeichnen wollte, für den und seine Ehrenbezeugung bedanke

ich mich. Der neue Anzug ist entweder theurer, als er nach unsern Vermögensumständen, oder kostbarer, als er meinem Stande nach mir zukömmt, und in beiden Fällen sagt mir meine gesunde Vernunft, daß es Thorheit und Unrecht sey, ihn anzuschaffen und zu tragen; ist er aber nicht besser, so brauche ich ihn nicht, denn ich habe für alle Vorfälle hinlängliche Kleider. Ich weiß wohl, fuhr sie fort, daß es Pflicht für jeden vernünftigen und ehrbaren Menschen ist, stets reinlich und anständig, und bei feierlichen Gelegenheiten auch im feierlichen Anzuge zu gehen, wer das nicht thut, wer schmutzig und unordentlich sich seinem Nebenmenschen darstellt, der beweißt, daß er keine Achtung für andere hat, und nichts auf sich selbst hält, aber jeder muß sich hierbei nach seinem Stande und Vermögen richten. Ich will mich schon anziehen, sagte sie endlich, daß ich keine Schande davon habe, und daß Du deine Freude an mir sehen sollst, denn ich weiß doch, daß Du es gern siehst, wenn man anständig gekleidet ist. Das einzige, was ich thun will, soll seyn, daß ich meinen besten seidnen Anzug etwas nach der

Mode

Mode umändern lasse, denn wenn man sich nicht lächerlich machen will, so muß man sich doch mitunter nach der leidigen Mode richten, wenn man schon zu vernünftig ist, als daß man so gleich alle neue Moden zuerst mit machen wollte. So denke ich, werde ich am besten hinkommen. Die verständigen und guten Menschen werden mich um mein Selbstwillen schätzen, und die Albernen werden mich weder tadeln noch mit neidischen oder gehässigen Blicken betrachten, und sich über mich aufhalten können.

Das war sehr vernünftig und richtig geurtheilt, und Liebreich konnte seinem braven Weibe, die so wenig Eitelkeit besaß, aber destomehr auf wahre Ehre und Achtung hielt, seinen herzlichen Beifall nicht versagen, und mußte sie auch um deswillen desto höher schätzen. Eben so vereinigte man sich wegen des Hochzeitgeschenkes dahin, daß man es so einrichten wolle, damit es auf der einen Seite nicht scheinen möge, man wolle großthun, und sich vor andern auszeichnen, aber auch auf der andern Seite nicht so gering, daß man sich darüber aufhalten dürfe.

Unterdessen kamen die Kinder wieder herein, die Liebreich mit Vorsatz entfernt hatte, weil sie an solchen Berathschlagungen keinen Theil nehmen sollten, da man sich nicht immer auf die Verschwiegenheit der Kinder verlassen kann, und es doch sehr unangenehm ist, wenn andere Leute, denen es nichts angeht, das erfahren, was in einem Hause vorgeht, was oft ganz im Geheim verhandelt wird, und wenn eine Sache, die vor der Hand verschwiegen bleiben soll, weil man gern überraschen will, vor der Zeit ausgeplaudert wird.

Indem gieng die Stubenthür auf, und ein ärmlich gekleidetes Mädchen trat herein, Hunger und Kummer in ihrem Gesicht, und einen alten mit zehnerlei Lappen geflickten Mantel um ihre Schultern. Sie brachte einen schönen Gruß von Herr Schabern und von der Madam Schabern an Meister Liebreichen, und er möge doch so gut seyn zu ihnen zu kommen, weil sie ihm einige Arbeiten auftragen wollten.

Mutter Liebreich, deren Weise es sonst nie war, sich über andere Leute aufzuhalten, und übel von ihnen zu reden, konnte sich hier nicht enthalten, mit Lächeln zu ihrem Manne zu sagen:

Der

Der tausend! da bekömmst Du eine neue ansehnliche Kunde.

Wer weiß, sagte das Mädchen, Er ist schon der vierte Meister, dem die Arbeit übertragen wird, denn keiner hat sie annehmen und mit ihnen überein kommen können; sie wollen immer nichts dafür geben.

Liebreich. Wie so?

Mutter Liebreich. Das sind ja die abscheulich geitzigen Leute, von denen man so viele schändliche Geschichten erzählt.

Liebreich. Ob sie aber auch wahr sind, das ist eine andere Frage. Man thut gar oft den Leuten zu viel. Weißt Du noch Fritz, wie letzthin der neidische Bauer den Herrn von Sommerstein einen Geizhals schalt? haben wir ihn denn so gefunden?

Friz. Warlich nicht.

Liebreich. So geht es gar oft. Wenn einer nicht nach der Meinung anderer und wie sie es wünschen, genug aufgehen läßt, jeden giebt, jeden traktirt, sondern das Seinige sparsam zusammen hält, so wird er oft für einen Geizhals ausgeschrieen.

Das Mädchen. Das mag wohl bisweilen der Fall seyn, aber diesen Leuten thut man kein Unrecht. Es ist abscheulich, wie geitzig sie sind. Sie haben keine Kinder, und ich weiß, daß Herr Schaber voriges Jahr zu seiner Frau sagte: dieses Jahr haben wir über fünfhundert Thaler Einnahme gehabt, und nur hundert sieben und neunzig Thaler ausgegeben. Das glaube ich wohl, wie sie es machen, da muß schon genug übrig bleiben. Das Brod wird eingeschlossen, damit weder ich noch sie selbst zu viel davon essen. Kartoffeln, alter Käse, alte Heringe, wenn sie im Sommer recht wohlfeil sind, und an Fleischtagen Kaldaunen vom Schlachtvieh, alter ranziger Speck, Jahr aus Jahr ein dürre Hülsenfrüchte, welche mit alten schmierigen Fett, oder verdorbener Butter geschmelzt werden, das ist unsere Kost. Das Bier wird nur Maasweis geholt, und doch noch mit Wasser verdünnt; von zwei und zwanzig Kaffeebohnen wird für den ganzen Tag Kaffee gekocht, und an zwei Loth Kandiszucker muß zehn Tage geleckt werden, sonst geht das Gotterbarmen über den großen Aufwand an. Eine Bratwurst wird erst aufgekocht, und die Brühe als Suppe gegessen. Wenn auf die

Haupt=

Hauptfeste einmal ein Braten gekauft wird, da freuen sie sich darauf, wie die Kinder auf Weihnachten, und doch sollte eins sehen, wie sie so spärlich und behutsam daran herum schneiden, um ihm nicht wehe zu thun, dann giebt es so dünne Scheibchen, daß die Sonne hindurch scheinen kann, und die Brodstückchen könnte der Wind fortführen. Sind sie ja bisweilen wo zu Gaste, dann fasten sie erst den ganzen Tag darauf, und nun essen sie sich einmal so satt, aber auch so unmäßig, daß sie etliche Tage nachher noch Unverdaulichkeiten haben.

Da ist Sie ja wohl, fragte Mutter Liebreich, der Madam Schabern ihre Pathe?

Die bin ich, sagte das Mädchen, und helle Thränen stürzten ihr aus den Augen. Gott sey es geklagt, fuhr sie fort, wie sie mit mir umgehen, und wie sie an meiner armen Mutter gehandelt haben! Herr Schaber und meine selige Mutter waren leibliche Geschwisterkinder, und hatten einen alten reichen Onkel, der ledig war. Diesen, er war auch ein Geizhals, wie sie, wußten sie zu bereden, daß er zu ihnen in das Haus zog, und als er starb, so hieß es: Es sey ein Testament da, worinn er Schabers zu Universal-

ver-

versalerben eingesetzt, und meiner Mutter nur ein Legat von funfzig Thalern vermacht habe. Jedermann sagte, daß das Testament untergeschoben, und die Unterschrift falsch sey, und selbst die Obrigkeit nahm sich meiner Mutter an. Da trat der Bösewicht hin, und schwur einen fürchterlichen Eid, nun konnten die Richter nichts weiter anfangen, und uns blieb nach Abzug der Prozeßkosten noch 45 Rthlr. übrig. Als meine Mutter vor Gram starb, mochte ihnen ihr Gewissen Vorwürfe machen, sie nahmen mich daher zu sich, und haben mir versprochen, daß ich nach ihren Todte etwas erben soll, wenn sie es halten. Dafür werde ich gepeiniget, und statt des Lohnes werden mir der Madam, und ihrer verstorbenen oder vielmehr verhungerten Tochter alte Kleider angehängt, und doch noch als Allmosen und als eine große Wohlthat vorgeworfen.

Sie weinte die bittersten Thränen, und alle beklagten das arme Mädchen; alle waren unzufrieden auf ihre geitzigen Peiniger. Sie trocknete ihre Augen, und gieng, nachdem ihr Liebreich zu kommen versichert hatte.

Funf=

Funfzehntes Kapitel.

Das wären also, sagte Liebreich zu seiner Frau, als sie hinweg war, die Schabers, von denen ich mich errinnere, manches gehört zu haben? Ich kenne sie gar nicht, vermuthlich kommen sie wenig unter die Menschen, sondern blieben, wie alle die Geizigen, am liebsten in ihrer Klause, damit sie niemand besuchen soll, und sie Kleider und Ausgaben ersparen; allein dieses Frühjahr erzählte der Herr D. Heilmann mit Unwillen, daß er sie habe heilen müssen, weil sie sich aus Geiz vergangenen Winter erkaltet, und aufgebrochene Glieder bekommen. Erst haben sie es aufs äuserste ankommen lassen, wohlfeile Quaksalbereien gebraucht, und dadurch das Uebel vergrößert. Als sie ihn endlich rufen lassen, bitten sie ihn inständig: Er soll nur alles so wohlfeil einrichten, als möglich, und ja keine theuren Arzneimittel verschreiben, denn sie wären arme Leute. Da sie ihm nachher einige Thaler für seine Mühe geben sollten, lassen sie sich erst lange darum mahnen, und geben immer vor,

daß

daß sie eben kein Geld vorräthig hätten, vertrösten von einer Zeit zur andern, und lassen ihm endlich die größten Grobheiten sagen, nachdem sie ihm die Hälfte von seiner billigen Foderung abgezogen.

Mutter Liebreich. Das sind die Schabers, welche eben vorigen Winter ihre armen Miethleute genöthiget haben, daß sie sich in ihren Namen, aber eigentlich für Schabers, müssen von dem Holz geben lassen, welches die Herrschaft den armen Leuten um wohlfeilen Preis abließ, und die ihren Nachbarsleuten das Obst über die Wand gestohlen. Solche reiche Leute, und lassen sich zu dergleichen Niederträchtigkeiten verleiten!

Liebreich. Mußten sie nicht, als es heraus kam, so viele Strafe geben, daß sich der alte Schaber hatte für Verzweiflung wollen die Kehle abschneiden?

Mutter Liebreich. Ganz recht, das sind sie.

Liebreich. So kenne ich sie nun den üblen Rufe nach. Als ich vorigen Winter wegen der Kälte und der Noth der Armuth meinen monatlichen Allmosenbeitrag verdoppelte, wunderte sich der Kassirer darüber, und meinte: Schabers hätten nur die Hälfte von ihrem gewilligten

Gro-

Groschen geben wollen, weil so schlechte und theure Zeiten wären, und ich legte zu.

Um desto begieriger war nun Liebreich, diese Leute kennen zu lernen, und sich von der Wirklichkeit ihres abscheulichen Geitzes zu überzeugen. Denn so wie der ein Verschwender ist, der mehr Aufwand macht, als er seinen Vermögen nach machen sollte, so ist der auf der andern Seite ein Geizhals, der zu wenig ausgiebt, sich selbst und andern das entzieht, was zu einem ordentlichen, anständigen und bequemen Leben gehört, da er doch Vermögen besitzt, und selbst für die Zukunft gedeckt ist. Sogleich nach der Mittagsmahlzeit zog er sich also an, und gieng dahin. Er traf Herr Schabern unter Umständen an, die er sich so schlimm nicht vorgestellt hatte. In einem alten zerrissenen Schlafrock stand er mit Hammer und Zange auf einem alten Stuhl vor seinem Hause, und war eben im Begriff, aus der Unterstube Fenster auszuheben. „Er kömmt mir eben recht, lieber Mann, rufte er Liebreichen entgegen, will Er denn nicht so gut seyn und mir ein wenig helfen? Man muß gleich andern Leuten gute Worte geben, und jeden Liebesdienst übertheuer bezahlen, da thue ich es lie-

ber

ber selbst und denke: Ein Groschen, den man erspart, hat man auch erworben."

Liebreich war wirklich im Begriff Hand anzulegen, weil er glaubte, die alten morschen Fenster sollten durch neue ersetzt werden; allein wie ward ihm zu Muthe, als er sahe und hörte, daß die Fenster ausgehoben werden sollten, weil die armen Miethleute vierzehn Groschen für Miethzinß schuldig waren. Das liederliche Volk, sagte Schaber, will nicht bezahlen, und doch auch nicht ausziehen, so mögen sie ohne Fenster liegen.

Lieber Gott, wimmerte ein armes krankes von der Gicht ganz krumm gezogenes Weib aus einem ärmlichen Lager, lieber Herr Schaber, haben Sie doch eine kleine Geduld, ich kann ja, wie sie sehen, nichts verdienen, und mein armer Mann kann es ja nicht erschwinden; Sie sollen gewiß und wahrhaftig ehrlich bezahlt werden.

Ei, was Geduld, Geduld, rief der hartherzige Mann, ich habe lange genug, über fünf Tage Geduld gehabt, aber nun nicht mehr. Wer hat denn Geduld mit mir? Ich muß auch bezahlen; alles ist jetzt so theuer. Das lieder-

liche

liche Volk, auf keinen Groschen Geld hält es, da muß alles verschlappt werden, warum legen sie nichts zurück?

Großer Gott, rief das Weib, du weißt es am besten, seit gestern Abend ist noch keine Krume Brod über unsere Zunge gekommen. Es legt sich zurück, wenn man nichts hat! Seyn Sie doch barmherzig, wie Gott barmherzig ist, lieber Herr Schaber, und thun Sie uns die Schande und das Elend nicht an; ich muß ja sonst diese Nacht zu Grunde gehen, wenn die kalte Luft meine Gichter berührt.

Barmherzig hin, barmherzig her, schrie der Unmensch, da sey einer noch barmherzig, und lasse sich von allen liederlichen Leuten seinen sauren Schweiß verkümmern. Ich will bezahlt seyn. Her, lieber Mann, helfe Er mir, rief er Liebreichen zu.

Bewahre mich der Himmel, antwortete dieser im höchsten Unwillen, daß ich mich zu einem Werkzeug der Unbarmherzigkeit hergeben sollte; deswegen bin ich nicht gekommen.

Nun, nun, erwiederte Schaber, lieber Mann, sey Er doch nicht gleich so empfindlich. Man muß

sich in der Welt gar viel gefallen lassen, und sich sehr drücken, wenn man in diesen theuren und nahrlosen Zeiten als ein ehrlicher Mann durchkommen will. Ja, wer so ein einträgliches Handwerk hat, wie Er, das hat einen güldnen Boden, aber wer von seinen Bischen Interessen leben soll, ach, der muß schmale Bissen essen — doch komme Er mit herauf zu meiner Frau.

Jetzt gieng es einer wackelnden Treppe hinan, wo jede Stufe klapperte, und manches Bret schon fehlte. Hier hörte Liebreich die Frau Schabern mit jemanden gar gewaltig handeln, bitten, klagen und mitunter auch schimpfen. „Nu, rief sie einem Weibe nach, das eben zur Treppe herunter gehen wollte, so gebt doch ein Maaß her für ellf Pfennige?"

Nein, erwiederte diese Frau, sie hatte Kirschen zu verkaufen, unter einem Groschen kann ich sie nicht geben.

„Geht nur einmal her, rief Madam Schabern, wenn es nicht anders ist."

Das Weib kehrte um, und gieng an einen Tisch, um zu messen. Indessen kam Liebreich eben-

ebenfalls auf dem Saale an. Frau Schabern naschte indessen gierig aus der armen Frau ihrem Korbe, während sie maaß, und Herr Schaber nahm von den gemessenen Kirschen einige aus der Schüssel, und aß sie mit solchem Heißhunger, als ob er seit vielen Jahren kein solches Labsal genossen. Beim zweitenmal Zulangen aber riß ihm sein geiziges Weib die Schüssel hinweg, und rief: Wenn Du sie halb essen willst, wie viele soll ich denn davon einmachen? Da ließ Schaber von drei Kirschen, die er gefaßt hatte, zwei wieder in die Schüssel fallen, und begnügte sich nur an einer, deren Stiel und Kern er aber noch lange im Munde behielt. Mit schmachtenden Blicken sahe er auf den vollen Kirschkorb des Weibes und sagte zu seiner Frau: Schätzchen, wer sich doch da einmal recht satt essen dürfte! wenn wir uns doch nur einmal in unsern Leben noch einen Kirschkuchen backen und uns was zu Gute thun sollten!

Jetzt war gemessen, und Frau Schabern zog eine alte verrostete blecherne Geldbüchse aus ihrer Tasche, und klapperte daran. Es klang eben nicht stark vom Gelde. Sie zählte und zählte, drehte Pfennige um, und schob welche unter.

Als die Kirschfrau das Geld in Empfang nehmen wollte, und noch einmal überzählte, waren es nur eilf Pfennige. Es fehlt, sagte sie, ein Pfennig am Groschen.

Wie? was, fuhr Frau Schabern fort, ich habe zwölf Pfennige gezählt, da müßt Ihr einen schon hinweg genommen haben. Das war der ehrlichen Kirschfrau empfindlich, ihr so etwas Schuld zu geben, und nun fieng sie an die Schabern so auszuschelten, daß Liebreichen Hören und Sehen vergieng. Schabers aber, an solche Auftritte gewöhnt, ließen auf sich losschelten, ohne sich zu regen. Endlich gab doch Frau Schabern gute Worte, und meinte: Sie müsse sich verzählt haben, irren ist ja menschlich. Sie holte ihre Büchse von neuem hervor, und schüttelte, aber diese war leer. Nun, rief sie mit verstellter Bestürzung, ich habe doch zwölf einzelne Pfennige gehabt, was ist denn das? Mann, Du hast mir gewiß einmal einen Pfennig zu Deinen infamen Schnupftaback genommen?

Nein, ich habe Dir keinen genommen, Schätzchen, antwortete Schaber ganz langsam und gelassen.

Frau Schabern. Oder Du, Rebecke?

Das

Das Mädchen. Nun, am Ende werde ich die Diebin seyn sollen?

Frau Schabern machte ein Aufhebens und ein Lärm um den Pfennig, als ob es ein großes Kapital wäre. Er fehlt doch, rief sie, und einen Pfennig kann man nicht sogleich missen. Krumen geben auch Brod, und zwölf Pfennige machen einen Groschen, das ist doch keine Kleinigkeit! — Ach, jetzt besinn ich mich. Ich habe gestern Abend Halbbier dafür holen lassen. Nun trifft es zu. Aber, liebe Frau, ich habe jetzt nicht einen blutigen Heller einzeln Geld mehr. Was fangen wir an? Will Sie mir ihn nicht auf etliche Tage borgen, den Pfennig? He, wenn Sie wieder da vorbei geht, so holt sie ihn ab.

Die Kirschfrau wollte aber nicht daran. Jetzt zählte sie das übrige Geld genauer, und schob drei Pfennige zurück. Die kann ich nicht nehmen, sagte sie, es ist ja verschlagen Geld.

Warum nicht gar verschlagen Geld, rief die Schabern, denkt doch, das schönste Kupfergeld. So ein Pfennig wird mir ja viel lieber seyn, als jener (sie wog einen guten, und einen verschlagnen Pfennig auf der Fingerspitze), der ist ja weit

 schwerer.

schwerer. Wer wollte denn das Geld verschlagen haben? und überdies habe ich es ja nicht selbst geprägt, sondern von andern erst bekommen.

Kirschfrau. So gebe Sie mir lieber ander Geld, und behalte Sie dieses.

Frau Schabern. Ja, wenn ich doch nur noch einen Heller einzeln hätte! Will Sie mir denn wechseln?

Sie gieng zur Stube hinein, und kam nach einer Weile mit einem Laubthaler zurück. Aber, sagte sie, nicht anders als 1 rthl. 15 gl. 6 pf.

Kirschfrau. Warum nicht gar sechzehn Groschen? Wer nimmt ihn dann von mir höher als für 1 rthl. 15 gl.?

Frau Schabern. Dafür nimmt mir ihn jedes ab. Der Becker schickt mir für 1 rthl. 15 gl. Pfennige und ein Sechserbrod, und der Bierschenk ein Maaß Bier.

Kirschfrau. Ei, das kann ich nicht.

Fr. Schabern. Nun so macht es anders. Da nehmt lieber wieder von den Kirschen zurück.

Unwillig strich das arme Kirschweib die eilf Pfennige ein, und gieng mit der Versicherung fort: In ihrem Leben wollte sie nichts wieder an diese Frau verkaufen.

Sech-

Sechzehntes Kapitel.

Das wird schön gehen, dachte Liebreich bei sich. Lieber Gott, wie viele Ungerechtigkeiten begeht doch der Geitzige an sich selbst und an andern! Wenn es lauter Geitzige in der Welt gäbe, was wäre es für ein klägliches Leben.

Er irrte sich in seiner Vermuthung nicht, doch war er nun darauf gefaßt, denn jetzt kam die Reihe an ihn. Man führte ihn in die Stube, nachdem Frau Schabern sorgfältig die Kirschen verschlossen hatte.

Wie armselig es hier aussahe, kann man leicht denken. Da war kein ganzer Stuhl, kein Vorhang, an welchem nicht Lappen umher hiengen, oder große Löcher sich zeigten. Sogar am Spiegel war nur noch eine kleine Gegend brauchbar, vom andern Theil war längst das Quecksilber herunter gefallen, und aschgrau Papier an diese Stelle geschoben. Eben so ärmlich waren die Menschen bekleidet. Der lange hagre Hals der Frau Schabern war mit einem kleinen alten Halstüchelchen behangen, welches die Blöße nicht deckte, son-

dern überall neben sich ein grobes, mürbes, schmutziges Hemd hindurchblicken ließ. Ob ihre Zeugjacke von grüner oder brauner Farbe gewesen war, ließ sich nicht bestimmen, denn von beiden waren Lappen mit großen Stichen und grauen Zwirn aufgeflickt, gleichwohl war sie an beiden Ellenbogen so zerrissen, daß sie kein Bettelweib angezogen hätte. Vom abgeschabten Flanellrock mußte man sich wundern, daß er noch zusammen hielt, und nicht bei der geringsten Bewegung auseinander fiel, wenigstens war er mürbe und dünn genug dazu. Hier sahe man recht, **daß der Geitzige ärmer ist, als der würklich Arme**; den bei ihren armen Miethsleuten sahe es reinlicher und besser aus.

Jetzt führten sie Liebreichen in die Schlafkammer, wo eigentlich das Stück Arbeit stand, das ihm zugedacht war, und dieses war — das hölzerne Bettgestelle, daran die Würmer ein halbes Jahrhundert genagt hatten, denn es war laut der Versicherung der Frau Schabern ihrer Mutter Brautbette gewesen. Es war ein altes großes Himmelbette mit starken gedrechselten Säulen. Liebreich untersuchte es, und fand es unverbesserlich, so mürbe, daß kein Zapfen mehr

hielt

hielt, und man die Breter zerkrümeln konnte. In so einem Lager, dachte er, schlafen Menschen, die sich die schönste bequemste Ruhestätte verschaffen könnten! Auf die vermoderten Federbetten, und den alten schmutzigen, übelriechenden Bettüberzug warf er nur einen flüchtigen aber empfindlichen Blick, und schüttelte mit dem Kopfe. Daraus ahndete Frau Schabern nicht viel Gutes, und erklärte nun ihre Meinung: Mit der großen Decke des Himmels sollte das untere Bettgestelle ausgebessert werden, und das alte faule Holz sollte Meister Liebreich statt des Arbeitslohnes annehmen.

Da machte Liebreich große Augen, und fragte: Ob es Scherz oder Ernst sey? Allein der Kummerblick der Eheleute ließ das letztere erwarten. Das wäre meine Arbeit, sagte er.

Frau Schabern. Nun, so lasse Er doch hören, wie ist denn Seine Meinung?

Liebreich. Das Bette hat seine Dienste gethan, und ist nichts bessers werth, als unter den Kochtopf.

Da schlugen beide in die Hände, und Frau Schabern zeigte alle die guten Stellen, welche

noch brauchbar wären. Pfosten wären nicht nöthig, und so erklärte sie die Ausbesserung für sehr leicht.

Nach langen Hin- und Herreden, Bitten und Vorstellungen erklärte Liebreich endlich: Er wolle doch sehen, daß er das Bettgestelle noch einmal ausbessern könne, aber mit der Bedingung, daß sie ihren Miethleuten den Miethzinß schenkten, und sie noch einen Monat ungestöhrt bei sich wohnen ließen.

Was beide für Mienen und Geberden bei diesem Antrag machten, kann man sich denken. Hier zeigte sich Schabers niederträchtiger Geitz im hellsten Lichte. Sie jammerten über die schlechten Zeiten, als ob sie noch verhungern müßten. Lieber Gott, rief Schaber, wo soll noch alles herkommen! Jedermann will uns aussaugen. Brod, Bier, Fleisch, alles ist theuer, die gottlosen Bauersleute wollen auch wieder drei Pfennige mehr für den Butterweck haben. Gott stehe uns bei!

Noch abscheulicher fieng die Schabern an auf ihre armen Miethleute zu schmähen. Von allen Seiten, sagte sie, kriegt das liederliche Volk geschickt, wer schenkt uns denn etwas? und wir

sollen ihnen auch noch den Miethzinß schenken, denk doch! Nun leide ich sie nicht einen Augenblick länger in meinem Hause.

Liebreich nahm seinen Hut, und machte Anstalten zum Fortgehen, da ergriff das Weib ihn beim Arm, drückte ihn, und bat ihn mit Thränen im Auge, so kriechend, so kläglich, daß man hätte Mitleid haben mögen, wenn man sie nicht besser gekannt hätte. Lieber Mann, sagte sie, sehe Er doch nur, wen Er vor sich hat. Wir sind ja arme, elende Leute, die sich kümmerlich behelfen müssen. Er sieht hier unsern kläglichen Zustand, lasse er sich doch billig finden! Ich kann ihn hoch und theuer versichern, daß wir heute noch keinen Bissen über unsere Zunge gebracht haben, denn es ist bei keinem Becker ein altbacken Brod zu bekommen, und das liebe frische Brod isset sich so geschwind hinweg, ist auch überdies ungesund, da müssen wir erst sehen, ob wir irgendwo noch altes auftreiben. Thue Er es an uns nicht, lasse Er sich lieber von Leuten, die es bezahlen können, etwas mehr geben, und sey Er christlich. Allein Liebreich gieng von seiner Forderung nicht ab, und Schabers war sie zu unerschwindlich, also fiel das Endurtheil da

hinaus,

hinaus, daß Frau Schabern ihren Mann vorstellte: Er solle selbst noch eine Ausbesserung daran versuchen, hier ein Queerbret, und dort eine Leiste, welche sie unter einem Schranke hervor holte, annageln. Du mußt Dich, beschloß sie, beim Schlafengehen in Acht nehmen, und Dich ganz leise niederlegen, auch Dich nicht im Bette so ausstrecken noch umwenden, dann hält es noch lange zusammen.

Das meinte Liebreich auch, und gieng, ohne sich durch die letzte Schabersche Ermahnung stöhren zu lassen, fort: Er möge es noch überlegen, und seinen Vortheil nicht aus den Händen lassen; denn wenn Er billig sey, wolle man ihn auch in der ganzen Freundschaft und Nachbarschaft empfehlen.

In der Hausthür fielen ihm die armen Mithleute ein, und er gieng in ihre ärmliche Zelle, die aber gleichwohl bei allen Spuren der Dürftigkeit zeigte, daß ihre Bewohner kein solches liederliches Volk war, wie Schabers sie nannten, denn es war wenigstens reinlich und aufgeräumt. Er legte einen halben Laubthaler auf die Ecke des Tisches und versprach der Kranken Essen zu schicken; dann eilte er davon, ehe die

Leiden-

Leidende es gewahr wurde. Als er wieder in seine Wohnung kam, umarmte er sein liebes Weib, drückte seine Kinder, und rief mit Thränen im Auge: „Gott sey Dank, daß wir nicht geitzig sind! ach, der Mensch darf nicht geitzig seyn, sonst verschlimmert er seine Seele, macht sich selbst elend, und stiftet unsägliches Unglück in der Welt! Verschwender, Liederliche habe ich sich bessern gesehen, aber noch nie Geitzige; denn je älter sie werden, desto mehr nimmt ihr Geitz und ihr Elend zu. „Hierauf erzählte er den ganzen Vorfall, und alle empfanden bald Abscheu, und bald Mitleiden mit diesen Menschen.

Zur Nachricht für die Leser sey es genug, anzuzeigen, daß Schabers die Ausbesserung des Bettes nicht nöthig hatten, denn ungefähr zwei Monate darauf bekam Liebreich den Auftrag, das Maaß zu ihren Särgen zu nehmen. Sie hatten sich nach ihrer Art etwas zu Gute thun wollen, und Stockfisch gekauft, den ihnen der Hoke nicht einmal um den geringsten Preis hatte geben wollen, weil er schon gänzlich verdorben war. Sie hatten ihn aber auf ihre Verantwortung verlangt, und es war ihre letzte Mahlzeit, sie verdarben

sich

sich daran den Magen, und bekamen beide ein heftiges Faulfieber. Um nicht mehrere Betten zu verderben, hatten sie zusammen gelegen, und eines das andere noch mehr angesteckt. Den Arzt ließen sie aus Geitz nicht eher rufen, als bis alle Hülfe umsonst war, und so starben sie beide durch ihre eigne Schuld, die Frau schon am neunten und der Mann am vierzehnten Tage ihrer Krankheit. Freuen wird es die Leser, wenn ich ihnen melde, daß Rebeckchen, das arme gemißhandelte Mädchen, als die einzige nächste Anverwandte, ihr sämmtliches ansehnliches Vermögen erbte, welches sie ihr nicht einmal durch ein Testament verkümmern konnten, denn sie hatten auch hier die Kosten ersparen wollen, und waren vom Tode übereilet worden. Rebeckchen heirathete im folgenden Herbst einen jungen wackern Mann, eines Weißbeckers Sohn, der in die ehemahlige Wohnung des Geitzes und der Hartherzigkeit eine erkaufte Weißbeckergerechtigkeit und einen Laden verlegte. Da sitzt jetzt das fleißige muntre Weibchen, und verkauft Semmeln, Weißbrod und Kuchen, der sehr guten Abgang findet. Jetzt blickt der Menschenfreund, der sonst mit Schauder vor dieser Wohnung vorüber eilte,

mit

mit Vergnügen den Laden an, jetzt nickt die schaamhafte Armuth, der nicht mehr Flüche und Scheltworte aus dem Fenster zugerufen werden „Gotteslohn" den jetzigen Besitzern zu; denn des mildthätigen Weibchens Hände brechen hier Bord dem Dürftigen, und theilen reichliche Spenden aus. Sie vergißt es nie, wie kümmerlich es ihr vormals gegangen, sie weiß, wie wehe der Hunger thut, und hält es jetzt für heilige Pflicht, das Gute, welches ihr der liebe Gott zu Theil werden ließ, auch andern genießen zu lassen.

Siebenzehntes Kapitel.

Endlich kam der Sonntag und mit ihm der Hochzeittag vom Vetter Munzerbach. Eben schlug die Thurmuhr zwölfe, da stand Liebreich mit seiner Frau und seinen Kindern völlig angekleidet in der Stube. Ihr ganzer Anzug war sauber, geschmackvoll und ordentlich, doch nicht übertrieben,

trieben, ganz ihrem Stande angemessen, aber an der Feinheit der Kleider sahe man, daß sie wohlhabend waren. Es war ihr festlichster Putz. Wer sieht nicht mit Vergnügen reinlich und wohlgekleidete Menschen? und so hatte hier das eine seinen Wohlgefallen an dem andern. Indem rollte eine stattliche Miethkutsche mit geputzten Pferden vorüber, und hinten stand der zierlichgekleidete Hochzeitbitter. Die Brautleute kamen in derselben aus der Kirche gefahren, wo sie waren getrauet worden. Nicht lange darauf kamen Gäste theils gefahren, theils in Portchaisen getragen, vorüber. Siehe da, unter andern auch die Frau Leichen, eine ältliche Witwe. Tausend! die Frau war aufgeputzt, sie hatte sich gar ihre eisgrauen Haare frisiren und pudern lassen, und an allen Fingern stacken Ringe. Die Liebreichen lächelte und sagte: Es ist doch eine sonderbare Sache mit der Eitelkeit mancher Menschen! Diese Frau putzt sich übertrieben, und gefällt sich trotz ihres alternden Gesichtes selbst. Sie sieht es gern, wenn recht viele Leute ihren Putz ansehen, sie mögen ihn nun loben, oder sich darüber aufhalten, daraus macht sie sich nichts, wenn sie nur glaubt, daß sie die geputz-

teste

teste sey. Gleichwohl läßt sie sich bei dem schönen Wetter in der Sänfte tragen, wo sie doch weit weniger Leute sehen, als wenn sie zu Fuße gieng; bloß, weil es vornehm ist!

Wahr ist es, erwiederte Liebreich, der Eitle ist ein gar sonderbarer und im Grunde ein einfältiger Mensch; er sucht im auszeichnenden Putz, und im Aeußerlichen, oft in Kleinigkeiten etwas besonders, und setzt einen gewaltigen Werth darauf. Wenn er die Sache vernünftig untersuchte, so müßte er sich vor sich selbst schämen.

Herr Gärtner, sagte Mienchen, hat uns einmal ein gar artiges Verschen gelernt, daran habe ich heute recht mit Aufmerksamkeit gedacht:

Frag nicht, wie artig du, wie schön geputzt du bist,
der schönste, artigste ist, wer der beste ist.

Jetzt nahm Liebreich seinen Kastorhut und das Festrohr mit dem silbernen Beschläge, und Mutter Liebreich ihren Brautfächer, und so giengen sie zu Fuße nach Vetter Munterbachs Wohnung.

Da war ein Gewühle von Zuschauern und Gästen, die letztern besonders drängten sich zu

den Brautleuten hin, um ihnen Glück zu wünschen. Manche hielten lange Reden in sehr gekünstelten Ausdrücken, aber so kalt, daß man sahe, es gieng ihnen eben nicht von Herzen, sie wollten sich nur damit ein Ansehen geben; andere stotterten eine auswendig gelernte Glückwunschformel her, wieder andere warfen allerlei elende Späschen mit ein, die sich zu so einer ernsthaften und wichtigen Sache nicht schicken wollten. Liebreich und seine Frau blieben bescheiden zurück, und waren fast die letzten. Sie ergriffen herzlich die Hände der Brautleute, drückten sie, sprachen wenige, aber desto ausdruckvollere Worte aus dem Herzen, und Mutter Liebreich trat eine Thräne der Rührung in die Augen.

Die Gäste hatten sich unterdessen zu allerlei Gesprächen in kleine Truppe gesammlet. Da sahe man mancherlei Gestalten. Manche waren noch recht altmodisch, manche nach der neuesten Mode gekleidet. Eines besahe des andern Putz, und verglich damit den seinigen, oder sprach mit andern darüber, besonders was Frauenzimmer waren. Lächerlich war es der Liebreichen im Herzen, da sie bemerkte, wie sich die Frau

Leichen

Leichen so lange drehte und wendete, trippelte und drängte, bis sie über die Liebreichen und noch etliche andere Gäste zu stehen kam, in der Meinung, daß sie über ihnen wollte zu sitzen kommen. Allein wie ärgerte sie sich, als ihr nachher, da die Suppe aufgetragen wurde, der Hochzeitbitter einen etwas entfernten Platz anwieß, wo es denn freilich nicht ohne Lächeln und Flüstern bei einigen Gästen abgieng, welche die Eitelkeit dieses Weibes kannten, und ihr diese Demüthigung gönnten! Noch mehr war es ihr zum Verdruß, als der alte ehrliche Herr Stadtschreiber die Frau Liebreichen ganz von unten herauf holte, und sie neben sich sitzen ließ. Man sahe es der Frau Leichen an, daß ihr dadurch die Mahlzeit, so wie die ganze Hochzeitfreude verbittert wurde; allein wer war Schuld daran, als sie selbst; warum war sie so geitzig nach eitler Ehre?

Jetzt ward die Suppe herumgegeben, und die Mahlzeit begann. Im Anfang wollten etliche Gäste noch viele Umstände und Komplimente machen, einander die Teller nach dem Range reichen, sich nöthigen lassen, und das steife Cerimoniel beibehalten, welches sonst in den alten

Zeiten bei Gastmahlen beobachtet wurde, allein der größte Theil der Gäste erklärte sich dahin, diese unnöthigen Komplimente abzuschaffen, indem ein solcher Zwang das gesellschaftliche Vergnügen stöhre, und zu allerlei Verdrießlichkeiten Anlaß gebe.

Nach und nach fanden sich nun auch einige von denen Kindern im Speisesaal ein, welche die Eltern mitgebracht hatten. Einige betrugen sich anständig, einige aber standen sehr heißhungrig hinter den Stühlen ihrer Eltern, zählten ihnen und den Gästen jeden Löffel Suppe in den Mund, und erwarteten mit Sehnsucht, daß ihnen ebenfalls etwas von den Tellern abgereicht würde. Besonders zeichnete sich darinnen Holzers Samuel aus. Immer stieß er seinem Vater an und rief: Vater, mir au was, gieb mir Suppe, mich hungert. Da schämte sich der Vater vor den Gästen, und verwieß ihn ärgerlich zur Ruhe.

Es kam Rindfleich mit Senf, und Samuels Zupfen am väterlichen Rockermel gieng von neuem an. Er reichte endlich dem Goldsöhnchen etwas dar, und tauchte ihm auch zwei Brodbissen in den Senf, damit nur die Lüsternheit

heit gestillt werden sollte. Den schönen Fischkopf aß der Vater nicht, sondern reichte ihn hinter sich dem Samuel zu, mit dem Auftrag, ihn nach Hause zur Mutter zu tragen. Kaum war er damit zum Saale heraus, so kehrte er den Fischkopf um, bohrte mit den Fingern die Milch und das Eingeweide heraus, schlürfte den Weinessig ab, legte den Fisch wieder um, und trug ihn nach Hause. Eben so wurde bei seiner Rückkehr der Braten benascht, und vom Kuchen, wovon er doch seinen Antheil bekommen hatte, mußte er wenigstens den Zucker ablecken, ehe er ihn überbrachte. Gäste und Kinder ärgerten sich über diese Naschhaftigkeit und Unart. Da hätte man Fritzen, Minchen und andern wohlgezogenen Kindern alles versprechen können, sie wären nicht in den Speisesaal zu bringen gewesen, alles mußte ihnen vom Hochzeitbitter herausgebracht werden. Unter andern hatte Minchen auf einem Teller Braten auf einen Tisch gesetzt, um ihn nachher zu essen, und war mit den übrigen Kindern einen Augenblick in den Hof gegangen. Diesen Augenblick hatte Samuel benutzt, und den Braten rund herum bis auf ein kleines Stückchen verzehrt. Der Hoch-

zeitbitter hatte es gesehen, und schon lange seinen Aerger über den näschigen Jungen gehabt, jetzt wollte er ihm seine Unart vertreiben. Als Samuel eben abwesend war, und er ihn auf der Straße zurückkommen sahe, setzte er einen Teller mit warmen Fleisch und kochendheißgemachten Senf wieder dahin. Samuel kam, sahe sich überall um, tunkte in der Geschwindigkeit ein großes Stück Fleisch in den Senf und verschlang es; aber im Augenblick sprang der Hochzeitbitter aus seinem Hinterhalte hervor, und Samuel, den der Bissen brannte, wußte nun nicht, sollte er ihn verschlucken, oder herausnehmen. Er schlang, würgte sich, heulte und schrie. Es gab Aufsehen, und nun wurde seine Unart noch recht zu seiner und seines Vaters Schande bekannt. Wer wird denn aber auch so naschhaft seyn! Man muß sich gewöhnen, alles, auch das Leckerhafteste, sehen zu können, ohne eben darnach lüstern zu werden. Warum hatten ihn seine Eltern nicht besser erzogen!

Achtzehentes Kapitel.

Unterdessen wurde es im großen Saal auch immer lebhafter, besonders da sich einige Gäste den Wein und das Bier allzusehr hatten schmecken lassen. Manche glüheten schon im Gesicht, und fiengen an verworren zu sprechen, manche wollten einschlafen. Mutter Liebreichs Nachbar zur linken Hand war bereits so betrunken, daß er nichts mehr von seinen Sinnen wußte. Seine Augen lagen wie einem abgestochenen Kalbe vor dem Kopfe, kein Glas konnte er mehr halten, und hätte beinahe der guten Liebreichen ihren Anzug befleckt, wenn diese nicht noch zur rechten Zeit zurück gewichen wäre. Er war so unverschämt, daß er ihr allerlei schmutzige Zoten in das Gesicht erzählte, und da sie sich hinweg wendete, wollte er sie damit wieder zu gewinnen suchen, daß er ihr in einem sehr vertrauten Tone vieles von seinen häuslichen und Familienumständen erzählte, und ihr, ohne daß sie es wissen wollte, eine Menge Geheimnisse entdeckte, die er nüchtern und bei Verstande gewiß

niemanden würde anvertraut haben, weil es ihm das größte Unglück hätte zuziehen können, wenn sie bekannt worden wären. Zum Glück hatte er an seiner verständigen Nachbarinn eine verschwiegene Person, die keinen Gebrauch davon machte, ihn nicht aus Neugierde, wie es oft geschieht, noch mehr auslockte, um alles zu erfahren, sondern ihn vielmehr zuredete, stille zu schweigen, und ja niemanden etwas davon bekannt werden zu lassen.

Fast eben so übel war Liebreich mit dem einen seiner Nachbaren daran. Dieser hatte schon außerordentlich viel getrunken, und nun wollte er Liebreichen ebenfalls immer zum Trinken nöthigen, allein dieser erklärte gerade zu: ein vernünftiger und sittlichguter Mensch dürfe nie mehr trinken, als ihm zuträglich sey, und jeder müsse wissen, wie viel er ohne Schaden zu sich nehmen könne. Da stichelte der Trunkene auf ihn, nannte ihn einen Sonderling, einen Spasverderber, der sich von dem gemeinschaftlichen Vergnügen ausschließe und dergleichen. Doch das ließ sich Liebreich nicht anfechten. Warum, sagte er, soll ich denn unmäßig trinken? Sind

denn etwa die Leute, die ich betrunken sehe, in der That heitrer und vergnügter, als ich? Nein, und wären sie es auch würklich, wie sie es nicht sind, so danke ich für ein Vergnügen, das ich auf Kosten meiner Gesundheit erkaufen müßte, für ein Vergnügen, daran mein Verstand keinen Antheil nehmen, nur meine Sinne sich ergötzen könnten. Ich denke, wenn mancher nicht mehr wird wissen, wer er ist, da will ich noch bei vollen Bewußseyn mich freuen können!

Er hatte das Wort kaum ausgeredet, da fiel dieser betrunkene Nachbar zwischen ihm und seinem eignen Stuhl zur Erde. Vermuthlich hatte er aufstehen wollen, und sich nicht erhalten können, da lag er nun, mußte sinnlos fortgetragen und in einem Nebenzimmer auf ein Bette gelegt werden, wo ihm sehr übel wurde. Er krächzete, als ob er sterben wollte, und athmete heftig. Die Adern strotzten vom Blute, alle Pulse schlugen, und eine Hitze verbreitete sich mit Angstschweiß über den ganzen Körper, als ob er das heftigste Fieber habe. Es währte nicht lange, so gab er alles von sich, was er gegessen und getrunken hatte, und fieng dann an, ruhiger zu werden, und zu schla-

 fen.

sen. Allein, wie er das Zimmer, das Bette und seine Kleider zugerichtet hatte, wie unausstehlich es stank, will ich niemanden beschreiben!

Dieser Vorfall hatte eine merkliche Stöhrung in der Tischgesellschaft verursacht. Jeder Vernünftige mißbilligte die Unmäßigkeit, durch welche man nicht allein sich selbst schade, sondern die auch um deswillen unrecht sey, weil man andere um den Ueberfluß bringe, denn an dem, was man in Uebermaaß zu sich nehme, hätten sich andere laben können; auch verursache man dadurch noch mehr unnöthigen Aufwand. Ja, sagte der Konstabler Heber, das kömmt davon, wenn man nichts vertragen kann. Ich kann meine acht bis zehn Kannen Bier trinken, und es rührt mich nicht. Des Sonntags trinke ich meine Bouteille Franzwein, und könnte wohl noch drei bis viere vertragen, aber da kann ich auch was in solchen leichten Weine abhalten, und getraue mich mit jeden um die Wette zu trinken.

Die Gesellschaft schwieg stille, und dachte ihr Theil. Nur einer von den Gästen, ein kleiner etwas ältlicher Mann, sahe diesem Großsprecher etwas starr in das Gesicht, und erwiederte: Das

kann

kann Er wohl vertragen, und an sich wenden, aber der zehnte mag es ihm nicht nachthun, denn da würde die Gesundheit zerstöhrt, und der Beutel bald welk werden. Das muß unser einer wohl bleiben lassen. Ich kann keinen Wein des Sonntags trinken, obgleich mancher feine Mann in meinem Schuldbuche steht.

Auf einmal war der Großthuer mausestill, und betroffen, denn er wußte wohl warum? Die übrigen aber hatten ihre innige Freude darüber, daß er so war abgeführt worden. Ja ein drolliger Nachbar meinte: Es sey eben keine Ehre und keine Kunst viel zu trinken. Vor einiger Zeit wäre ein lebendiger Elephante in der Stadt gewesen, der habe zwölf Eimer gesoffen.

Nach gänzlich aufgehobener Tafel zerstreute sich die Gesellschaft überall und besonders auch im Garten herum. Liebreich und seine Frau wandelten ebenfalls traulich in den Gängen umher, und hatten ihre Betrachtungen über die vorgefallenen Auftritte. Es ist Jammer und Schade, sagte Liebreich, daß der Mensch sich nicht in seinen sinnlichen Freuden zu mäßigen lernt, und sich von

seinen

seinen sinnlichen Neigungen hinreissen läßt, ohne seiner Vernunft zu folgen. Man kann ja in der Welt alles genießen, nur mit Mäßigkeit, nur nicht mit Uebertreibung. So bald aber der Mensch es übertreibt, und weiter in seinem Genuß geht, als er sollte, nicht da aufhört, wo ihm seine Vernunft sagt: Nun höre auf, nun ist es gut; dann entstehen auch zugleich Unordnungen und eine Menge üble Folgen. Es kann ja einer von allen Speisen etwas weniges genießen, und so schadet es ihm nicht, so bald er mehr zu sich nimmt, so bald empfindet er Uebelkeit, Unbehaglichkeit, wird unthätig und verdrossen. Er verdirbt seine Verdauungswerkzeuge und seine Säfte. Wenn jeder nur so viel getrunken hätte, als wir, so wären sie alle auch so heiter und vergnügt, wie wir es sind. Was haben denn diese davon, daß sie ihre Neigung zur Eitelkeit, ihrer Putz- und Prachtliebe, ihrer Rangsucht, ihrem Großthun mehr als ihrer Vernunft folgten? Sie sind verdrießlich worden, weil sie nicht so geehrt, ausgezeichnet und hervorgezogen, gelobt und geprießen wurden, als sie nach ihren thörigten Wahn erwartet hatten; sie haben sich

wohl

wohl gar über manche Demüthigung ärgern und hinterher schämen müssen. Wenn doch nur die Menschen erst nach vernünftiger Ueberlegung und nicht nach ihren Begierden lebten, sie würden sich und andern viel Reue und Ungemach ersparen! Wozu haben wir denn die Vernunft, wenn wir sie nicht brauchen, oder nicht eher anwenden wollen, als um hinterher unsere Thorheiten zu beurtheilen und zu bereuen.

Unter diesen Gesprächen kamen sie auch an einer Laube vorüber, in welcher der Prediger, der Herr Bürgemeister nebst den Herrn Stadtschreiber saßen, und zusammen sprachen. Liebreichs machten ihre Verbeugungen, und empfiengen von allen sehr freundliche Gegengrüße. Hätten sie gehört, was ihnen von diesen Dreien hier für Gutes im Rücken nachgeredet wurde, sie würden sich gefreut, und einen edlen Stolz darüber empfunden haben. Kaum waren sie an der Laube vorüber, als sie das Gespräch auf Liebreichs lenkten, von dem wir nur einiges anführen wollen.

Das ist wahr, sagte der Prediger, die Liebreichs sind ein wahres Muster einer wackern Bürgerfamilie.

Ich

Ich habe oft meine Betrachtung darüber, versetzte der Herr Bürgemeister, wenn in einer Stadt lauter solche Menschen wohnten, wie diese, das müßte eine herrliche Sache seyn! Da ließen sich die vortrefflichsten Einrichtungen machen, denn man wüßte gewiß, daß sie ausgeführt würden. Für jede nützliche Anstalt, für alles, was das gemeine Wohl betrifft, hat der Mann eine Wärme, und einen Eifer, daß er keine Beschwerde, keinen Aufwand scheut. Wie mancher alberne Handwerksmißbrauch ist nicht schon durch ihn abgeschafft worden! Was hat er sich nicht für Mühe gegeben, als das neue Gesangbuch, die allgemeine Beichte eingeführt wurde!

Prediger. Weil wir doch eben davon sprechen; wissen Sie wer der M. L. war, der sich mit sechs Thalern unterschrieben hatte, um dafür den Armen Gesangbücher zu kaufen? Ich weiß am besten, was er mir das Jahr lang heimlich zuschickt, wenn beim Gottesdienst für die und jene Nothleidende Person gebeten wird.

Stadtschreiber. Er zieht die besten Lehrlinge, mißhandelt sie nicht und mißbraucht sie nicht, wie andere, zu allen häußlichen Arbeiten, sondern sie müssen in der Werkstatt arbeiten, und ler-

lernen, damit sie in der Welt fortkommen. Die liederlichsten, unordentlichsten Gesellen werden bei ihm besser und sittsamer.

Prediger. Und die Kinderzucht, Herr Bürgemeister, die er und seine Frau an den Kindern anwenden, diese ist fast unverbesserlich; da kommen ihnen viele nicht bei. Eben so konnte der alte Herr Stadtschreiber das sittsame und feine Betragen der Frau Liebreichen nicht genug loben, und alle versicherten, daß es nicht viel Weiber ihres Gleichen gäbe. Sie lebe so eingezogen, und laufe nicht, wie viele ihres Gleichen, an allen öffentlichen Belustigungsorten herum. Ihr Anzug sey immer reinlich und nett, ohne doch viel auf albernen Putz zu verwenden, und ihr Haushalt stets in der schönsten Ordnung. Sie sey nicht klatschhaft noch zänkisch, sondern sanft, verträglich, friedfertig, und komme daher mit allen Leuten gut hin, jedermann, Vornehme und Geringe, hätten sie lieb und werth. Ihren Kindern und Hausgenossen sey sie eine wahre Mutter, und ihrem Manne die treuste, holdeste Gattin. Kurz, es wurde von den Liebreichs nichts, als lauter Gutes geredet, und dieses war das allgemeine Urtheil aller, die diese Familie kannten.

ten. Selbst der Feind konnte sie zwar hassen und beneiden, aber ihnen nie mit Recht etwas Böses Schuld geben, und hätte sie auch jemand verläumden, ihnen in den Rücken böses nachreden wollen, so würde es niemand geglaubt haben, weil man nun einmal die beste Meinung von Liebreichs hatte. Das ist ein großer Gewinn bei einem durchgängig sittlichguten Lebenswandel, daß der böse Mensch, wenn er uns auch bei andern verläumden will, keinen Glauben findet; wer im Gegentheil durch manche schlechte Streiche seinen Ruf verdächtig gemacht hat, von dem glaubt man alles, was ihm nachgeredet wird, dem traut man das Schlimmste zu. So viel von diesen drei wackern Männern, die Tugend und Rechtschaffenheit schätzten, wo sie sie fanden, von Liebreichs gerühmt wurde, so wenig sprach man von der Frau Leichen, von Holzers Kinderzucht, dem Konstabler Heber und so vielen andern; ja von manchem mußte man manches in der That tadelnswürdige sagen, obgleich viele dieser Leute reicher, vornehmer und geputzter als Liebreichs waren, auch sehr groß thaten, und sich über andere zu erheben suchten. Welche von diesen hatten

ten denn wohl die meiste wahre Ehre von ihrem Betragen?

Neunzehntes Kapitel.

Und doch wurde dem guten Liebreich und seiner Frau noch am Abend das Vergnügen versalzet, so behutsam sie sich auch beide benommen hatten; doch wäre beinahe die ganze Hochzeitfreude allen Gästen zerstöhrt worden, blos durch das schlechte Betragen einiger eitlen Thoren. Es ward nämlich nach der Abendmahlzeit getanzt, und im Anfang gieng die Sache ganz gut. Allein, es währte nicht lange, da erhob sich ein Zwiespalt, durch welchen Musik und Tanz unterbrochen wurde. Die Madam Habichten ward unter andern von Herr Hettwichen, einem braven Mann, zum Tanz aufgefodert worden, und hatte es ihm rund abgeschlagen, da sie doch zuvor mit vielen Mannspersonen getanzt hatte, und eben im Begriff war, mit einem jungen Menschen

einen Tanz anzutreten, von dem man sagte: daß er mit ihr, als einer verheiratheten Person, einen allzuvertrauten und unerlaubten Umgang führe. Da trat Herr Hettwich bescheiden zu ihr, und fragte: Warum sie denn mit ihm nicht tanzen wolle? Im Anfang wollte die Madam Habichten lange nicht mit der Sprache heraus; endlich aber gab sie den elenden Grund ihrer Weigerung an: Weil sein Großvater ein Hirte gewesen sey.

Da lachten viele über die alberne Frau Habichten, und ihren dummen Stolz, andere ärgerten sich über sie, und wurden ihr gram. Wenn es weiter nichts ist, sagte Herr Hettwich, so weiß ich nicht, wie mir das zur Schande gereichen soll, und ob es mir nicht vielmehr zur Ehre angerechnet werden kann, daß meine Vorfahren sich durch Fleiß und Redlichkeit aus ihrer Niedrigkeit empor geschwungen haben? Sind denn, sagte der Herr Bürgermeister, die Hirten unehrliche Leute? Sind sie denn der menschlichen Gesellschaft nicht eben so nützlich, wie der Kaufmann, der Handwerker, der Gelehrte?

Ich weiß nicht anders, erwiederte Herr Stecher, einer von den Gästen, als daß nur

die Menschen unehrlich sind, die schlecht denken und schlecht handeln, die Betrüger, die Diebe, die Verläumder, die Trunkenbolde, die Unkeuschen, die Hochmuthsthoren, die Geizigen, die Verschwender, und kurz alle die, welche unsittlich leben; allein ich kann mir nicht vorstellen, daß irgend ein nützliches Gewerbe, das einer ehrlich treibt, unehrlich seyn sollte.

Gesetzt auch, sagte Liebreich, meine Vorfahren wären Scharfrichter, Hirten oder sonst etwas gewesen, was könnte ich denn dazu, und warum sollte ich es denn noch entgelten? Oder meine Vorfahren wären würklich schlechtdenkende, lasterhafte Menschen, Diebe, Mörder und dergleichen gewesen, ich wäre aber ein ehrlicher Mann, dem niemand etwas Unrechtes nachreden könnte, wäre es denn nicht höchst ungerecht, wenn man mich unschuldigen Menschen um meiner Vorfahren willen verachten wollte? Da kann ich mich auch oft im Handwerk von Herzen ärgern, wenn man uneheliche Kinder für unehrlich hält, und sie nicht aufnehmen will! Was können denn diese armen Kinder dazu, daß ihre Eltern nicht keusch waren, nicht als ordent-

liche Eheleute getraut worden sind? Sind wir denn etwa die allwissenden Leute, daß wir mit Gewißheit behaupten können, jedes eheleibliche Kind sey auch würklich ein Kind des Vaters, mit dem seine Mutter im Ehestande lebt? O über die Thorheit der Menschen!

Wenn doch nur die Madam Habichten sich nicht aufmachen wollte, rief endlich der alte ehrliche Herr Stadtschreiber, denkt sie denn nicht an die vorigen Zeiten? Wenn sie es etwa nicht mehr weiß, wer ihre Vorfahren gewesen sind, so will ich es ihr sagen, und aus dem Stadtprotokoll aufschlagen. Ihr Urgroßvater ist Einheitzer und Gefangenwärter auf dem Rathhause gewesen, und abgesetzt worden, weil er sich hat bestechen und einen wichtigen Delinquenten entwischen lassen. Ihr Großvater mütterlicher Seite hat vor sechs und sechzig Jahren einen Banquerot gemacht, wo viele Menschen um ihr Geld gekommen sind, die von ihm angeführt worden. Weiter in die neueren Zeiten will ich nicht gehen. — Anstatt daß diese Verachtung Herr Hettwichen zur Schande und der Madam Habichten, wie sie glaubte, zum Ruhm gereichen sollte, als halte sie auf ihre Ehre, und

und wollte sich nicht durch Umgang mit Leuten aus dem niedern Stande entehren, so geschahe vielmehr das Gegentheil. Herr Hettwig ward allgemein als ein thätiger, unternehmender und braver Mann gerühmt, und die Madam Habichten kam in die tiefste Verachtung.

Kaum war dieses vorüber, und der Tanz wieder begonnen worden, als Liebreich und seine Frau in eine große Verlegenheit kamen. So lange einige Menuets und dergleichen sanfte, ehrbare Tänze getanzt wurden, hatten beide an diesen unschuldigen Vergnügen lebhaften Antheil genommen, und mit getanzt; allein als nachher die wilden Tänze angiengen, die Walzer und Hopser, hörten sie beide auf, und begnügten sich, zuzusehen, oder sich mit denen zu unterhalten, die auch nicht tanzten. Es kamen viele, welche die Frau Liebreichen zu diesen Tänzen aufforderten, allein sie schlug es allen sehr höflich ab, weil sie diese Tänze nicht gelernt habe. Was vernünftige Leute waren, die ließen sich diese Entschuldigung gefallen, und drangen nicht weiter darauf. Allein der junge Strohbart, ein eitler Mensch, der sehr von sich eingenommen war, und sich besonders viel darauf einbildete, daß er

ein sehr guter Tänzer sey, ließ sich durchaus nicht abwenden, sondern wollte die Frau Liebreichen mit Gewalt auf den Tanzplatz ziehen. Sie bat, sie sträubte sich, gab gute Worte, und äußerte zuletzt ihre Empfindlichkeit, aber alles wollte nichts helfen. Der junge Strohbart mochte wohl überdies etwas zu viel getrunken haben, und nahm daher keine Vorstellungen an. Sie rief also endlich ihren Mann zu Hülfe, und auch dieser bat den jungen Brauskopf, der jetzt schon anfieng unhöflich zu werden, mit aller Bescheidenheit, seine Frau zu verschonen, weil sie ihre Ursachen habe, warum sie an diesen Tänzen keinen Antheil mehr nähme, versicherte, daß er es für die größte Beleidigung ansehen solle, wofür er ihm alle Genugthuung verspreche, im Fall seine Frau mit irgend einem andern wieder tanzen würde, allein es war umsonst, der junge Mensch nahm es als Beleidigung auf, sahe es als Beschimpfung an, als wolle sie mit ihm nur nicht tanzen, und fuhr heftig auf.

Wie sonderbar sind manche Menschen in Absicht ihrer Ehre gesinnt! Dieser junge Mensch führte den schändlichsten Lebenswandel, war un-

fleißig

fleißig und liederlich im höchsten Grad, bestahl seine Eltern, betrank sich täglich an öffentlichen Belustigungsorten, führte einen schlechten Umgang mit schändlichen Weibspersonen, und hielt das alles nicht für schimpflich, noch seinem Rufe nachtheilig, aber diese ganz unschuldige Verweigerung nahm er als eine Beschimpfung sehr übel! War das nicht unvernünftig und unbillig? Kurz er fieng an Liebreichen und seine Frau auf das abscheulichste zu schimpfen, von dummen, einfältigen und schlechten Leuten zu reden, die viel aus sich machen wollten, und doch keine Lebensart hätten, und dergleichen. Liebreich mußte an sich halten, daß er sich nicht zu eben solchen Schmähungen erniedrigte. Denn wer wieder schimpft und schmäht, wenn er gescholten wird, der beschimpft sich durch ein solches Betragen mehr, als wenn er von andern geschimpft wird; allein, wenn man großmüthig bei dergleichen Beschimpfungen denkt: „Ich bleibe doch wer ich bin; ist doch das nicht wahr, was dich jener beschuldigt u. s. w." und sich ganz gelassen verhält, dann hat man Ehre von einem solchen Betragen vor allen Menschen.

schen. Freilich war es Liebreichen nicht gleichgültig, da ihm solches Unrecht, und so manche unverdiente Kränkung zugefügt wurde, es ärgerte ihm vielmehr, und that seiner armen Frau so wehe, daß ihr Thränen in die Augen traten, doch hielten sich beide sehr vernünftig und gelassen, ob sie schon von andern Umstehenden aufgehetzt, und Liebreichen zugeredet wurde: er solle das nicht leiden, nicht auf sich sitzen lassen. Meine Ehre, gab er zur Antwort, mein guter Ruf beruht auf dem Urtheile meiner Zeitgenossen, und gründet sich auf meinen Lebenswandel. Wer mich und meine gute Frau kennt, der weiß, daß das, was uns nachgeredet wird, gelogen ist. Wie könnte mich denn ein betrunkener und ungesitteter Mensch beschimpfen?

Allein Strohbart nannte Liebreichen einen Mann, der alle Welt betrogen habe, einen Meineidigen, sogar einen Spitzbuben, und belegte seine Frau mit einem Ausdruck, dessen man sich nur bei schändlichen Weibspersonen bedient. Da wurde Liebreich ernsthaft und sagte: Das heißt meine bürgerliche Ehre angegriffen. Ich bin Bürger und gehöre als Handwerker zu einer Gesellschaft, die mich von sich ausstoßen würde,

wenn diese Beschuldigungen gegründet wären. Das darf ich nicht auf mir haften lassen, denn dann könnte doch mancher glauben: ich scheute mich für genauerer Untersuchung, weil ich mich nicht so ganz sicher wüßte. Um deswillen muß ich es morgen meiner Obrigkeit anzeigen, und ihren Ausspruch erwarten, daher fodere ich diese Gesellschaft als Zeugen auf.

Da erschrack der junge Strohbart heftig, denn er fühlte sein Unrecht, und das Unwahre seiner Beschuldigung. Nun wollte er es Liebreichen und seiner Frau tausendmal abbitten, allein Liebreich bedauerte, daß er sich damit nicht mehr begnügen könne, weil es eine Sache sey, von welcher sein und der Seinigen Wohlfahrt abhange. Es sey Pflicht, sagte er, auch seine bürgerliche Ehre zu erhalten und zu behaupten. Ihm selbst wolle er von Herzen verzeihen, und keine Rache weiter ausüben, sondern nur wünschen, daß ihn die Strafe künftig behutsamer und schonender machen möge.

Bei der obrigkeitlichen Untersuchung am folgenden Tage, wo Strohbart nichts erweisen konnte, und daher zu einer nahmhaften Strafe,

und der Bezahlung aller Unkosten angehalten wurde, auch Liebreichen Abbitte leisten mußte, kam es heraus, daß die Frau Leichen eigentlich die Anstifterin dieses Unheils gewesen war. Sie hatte den jungen Menschen aufgehetzt, und ihm vorgestellt, daß die Liebreichen vermuthlich um deswillen nicht mit ihm tanzen wolle, weil er einen Umgang mit gewissen Frauenspersonen habe. Darüber war dieser gegen die gute Frau aufgebracht worden. Eigentlich war es bloß Rache der eiteln Frau Leichen gewesen, weil ihr die Frau Liebreichen bei dem Gastmale war vorgezogen worden. Was doch gekränkter Ehrgeitz und Weiberrache vermag!

Bei diesem Vorfall sahe man recht augenscheinlich, wie gut es sey, daß es Obrigkeiten in der Welt giebt, an die man sich wenden kann, wenn unsere Ehre und guter Ruf durch schändliche Menschen, durch Schmähungen und Verläumdungen angegriffen wird. Wie oft würden sich boßhafte Menschen dadurch um desto empfindlicher an uns rächen, daß sie uns durch üble Nachreden in bösen Ruf zu bringen suchten.

suchten, wenn nicht Obrigkeiten wären, welche die Sache untersuchten und den Verläumder bestraften!

Die Richter gaben den jungen Strohbart noch manchen derben Verweiß, und vermahnten ihn, sich künftig besser zu benehmen. Es sey keine Kleinigkeit, sagten sie, jemanden um seine Ehre zu bringen. Ein guter Ruf, Achtung und Werthschätzung der Menschen sey eine sehr kostbare und wichtige Sache. Wer dieses verliere, der leide mehr Schaden, als wenn er um sein Vermögen komme. Geld und Gut sey wieder zu erwerben, aber ein verlohrner guter Ruf sey fast nie ganz, wenigstens erst nach langer Zeit und mit vieler Mühe wieder zu erlangen. Es sey leicht, jemanden zu beschimpfen, aber schwer, so vielen Menschen die üble Meinung wieder zu benehmen, welche man ihnen von seinen Nebenmenschen beigebracht habe. Man müsse ja selbst den Lasterhaften und in der That schändlichen Menschen noch mit einiger Schonung behandeln, um desto abscheulicher sey es, ehrliche Leute zu verunglimpfen.

Zwan-

Zwanzigstes Kapitel.

Am Montag bemerkte Mutter Liebreich, daß die Frau Seelmuthen, eine ältliche Wittwe und entfernte Anverwandtin von ihr, etliche mal vor ihrem Hause vorübergieng, nach den Fenstern sahe, stehen blieb, und noch in der Entfernung öfters umblickte, um jemanden zu entdecken. „Sie hat gewiß einmal etwas auf den Herzen, das sie nicht bei sich behalten kann, sagte Mutter Liebreich zu ihrem Mann; ist sie doch lange nicht bei uns vorübergegangen; aber ich werde mich hüten, daß ich mich vor ihr sehen lasse, oder mich mit ihr abgebe, denn ich kenne sie schon. Alle Stadtneuigkeiten muß sie auftreiben; und was hier vorgeht, oder geredet wird, daß erzählt sie andern Leuten mit Zusätzen wieder, und macht nichts als Klatschereien und Zwietracht.

Gleichwohl lauerte es die Frau Muhme Seelmuthen ab, daß sie Abends die Liebreichen auf dem Stein vor ihrer Thür sitzend überraschte, wo ihr diese nicht ausweichen konnte. Guten Abend Frau Mühmchen, sagte sie, wie geht es denn?

Ist die Hochzeit wohl bekommen? — Ich habe Sie recht herzlich bedauret, daß sie so einen Verdruß gehabt hat —

Das war wider besser Wissen und Gewissen geredet. Sie hatte es vielmehr boßhaft genug der guten Frau gegönnt, sich herzlich drüber gefreut, als sie es gehört, und schon den gestrigen Vorfall mit vielen Zusätzen auf allen Ecken und Straßen ausgebreitet. Jedem, der ihr heute begegnete, mußte sie die Neuigkeit erzählen. Es ist meine Muhme, sagte sie gewöhnlich am Schluß der Rede, aber es kann ihr auch nicht schaden, daß ihr so manches ist vorgeworfen worden; ich will nichts gesagt haben, aber die Leute reden das und jenes — — sie machte eine geheimnißvolle Miene dazu, erzählte nun jedem im Vertrauen so viel Böses von der guten Liebreichen, daß diese sich sehr darüber würde betrübt haben, wenn sie es wieder erfahren hätte.

Jetzt machte sie sich gegen die Liebreichen mit ihrer Lästerzunge über die Hochzeitgäste her, besonders über die, welchen sie nicht gut war. Jedem belegte das schändliche Weib mit einem Zunamen. Dem Naseweiß, sagte sie, und meinte

te Strohbarten, ist schon recht geschehn, daß er hat Strafe geben müssen, und die vornehme Frau Leichen, seht alle her! die — hat es Ursache, daß sie so groß thut! so wie das Latschbein, die Habichten — kurz alle mußten durch die Hechel ihrer spitzigen Zunge. Da, dachte die Liebreichen in ihrem Herzen, da heißt es wohl recht: Wie ich andere höre, so höre ich mich selbst; so wie sie gegen mich andere verlästert, so thut sie es gewiß mir gegen andere; und sie irrte sich nicht. Sie war so klug, und schwieg zu allen diesen Lästerungen stille, und da die Frau Seelmuthin merkte, daß sie hier nicht ankam, so brach sie zeitig wieder auf. Beim Abschiede beklagte sie sich noch sehr darüber, daß sie von Ihr und den Ihrigen so verachtet sey, und gar nicht besucht werde.

Mutter Liebreich erklärte ihr zwar, daß sie wegen ihren häußlichen Geschäften wenig Zeit zu Besuchen übrig habe; allein, da die Muhme darauf bestand, daß sie ihr doch morgen Nachmittag wenigstens Mienchen zuschicken sollte, so mußte sie es versprechen, so ungern sie daran gieng, denn sie hatte ihre guten Ursachen, warum sie vertrauten Umgang mit ihr vermied; doch durfte

sie

sie auch um ihres abscheulichen Lästermaules willen nicht ihren Haß auf sich laden, denn wer dergleichen Verläumder beleidiget, der setzt sich erst ihrer abscheulichen Rache aus.

Minchen gieng also am folgenden Tage mit ihrem Strickzeug zu ihr, so ungern sie auch diesen Besuch machte. Ich wollte, sagte sie, zehnmal lieber bei dir Mutterchen bleiben, als zur Muhme gehen; aber weil Du es haben willst, so will ich gehorchen. Es war indeß noch keine Stunde vorüber, da kam Minchen schon wieder nach Hause, ihr Gesicht glühete vor Aerger, und mit ziemlichen Unmuth setzte sie ihr Strickkörbchen mit den Worten auf die Bank: Dasmal bin ich bei der Muhme Seelmuthen gewesen, aber so leicht bekömmt sie mich nicht wieder. Ich habe sie nun recht kennen gelernt, was sie für eine abscheuliche Klatsche und Verläumderin ist, und werde mich vor ihr hüten.

Wie so, fragte Mutter Liebreich, hat es Dir denn nicht bei ihr gefallen? Ist Dir etwas zu Leide geschehen?

Minchen. Mir eben nicht; aber ich kann es doch auch durchaus nicht ausstehen, wenn es

so

so arg über andere Leute hergeht. Mutter, Herzensmutter, ich kann Dir nicht beschreiben, was sie von so vielen Leuten schändliches geredet haben, von denen ich doch das Gegentheil weiß. Du hättest es nur hören sollen. Als ich hinkam, war die alte Jungfer Zahnin bei ihr, die wußte alles, was da und dort vorgieng, und erzählte es der Muhme, aber alles im Vertrauen, und ich saß doch dabei. Ei, du lieber Himmel, was ist da zusammen geklatscht worden! siehst Du, ich habe für Verdruß Maschen fallen lassen, denn ich ärgerte mich so, daß mir die Nadeln in den Händen zitterten.

Denke nur, was es für Leute sind. Die Zahnin that gegen die Muhme in das Gesichte so freundlich und war so vertraut, als ob sie ihre beste Freundin wäre; sie erzählte ihr alles im Vertrauen, was sie selbst von andern im Vertrauen gehört habe, und was, wie sie hoch und theuer versicherte, ihr noch nicht vor den Mund gekommen wäre, und die Muhme gab ihr zu essen und zu trinken, was sie nur in Leib und Leben hatte, gleichwohl waren beide selbst heimlich falsch gegen einander, und redeten eine der andern alles Böse im Rücken nach. Als

die

die Muhme in der Küche war, und den Kaffe kochte, fragte mich die Zahnin: Ob mir die Muhme bisweilen etwas schenke?

Nein, erwiederte ich, wir verlangen auch nichts, und brauchen es nicht.

Das weiß ich wohl, erwiederte sie, allein man sähe doch eine Liebe. Ich weiß schon, der alte Geitzdrache ist so zäh, wie Sohlenleder, und giebt es lieber andern, die ihr alle Stadtneuigkeiten zutragen, als ihren Freunden; indeß, wenn die Katze einmal stirbt, dann bekommt Ihr doch das Fell.

Nun denke nur, Mutter, so lästerte die Zahnin auf die Muhme, und in der andern Minute, als diese mit dem Kaffetöpfchen herein kam, war niemand freundlicher, als sie; dann gieng die Herrlichkeit und Vertraulichkeit von neuem an, und die noch übrigen Nachbarn und Bekannten wurden durchgehechelt.

Nach dem Kaffe gieng die Zahnin fort. Die Muhme sahe ihr nach durch das Fenster, und sagte: Das ist doch ein gottloses Weibsbild! was diese für ein Lästermaul hat, das glaubt kein Mensch! Der Himmel sey dem gnädig, der über ihre Schandzunge springen muß! Ich

hüte mich vor ihr wie vor einer Schlange, und von mir erfährt sie gewiß so leicht nichts, denn sie trägt es sogleich wieder andern Leuten zu, was man gesagt hat; allein ich mag sie doch auch nicht beleidigen, und kann sie nicht gehen heißen, sonst würde sie mich auch verlästern; übrigens kann sie einen die Zeit recht vertreiben.

Hierauf wendete sie sich besonders an mich, und gab mir die warnende Lehre: Was Du thust, Mienchen, sagte sie: hüte Dich vor solchen Klätschern und Verläumdern, man kann durch sie in Leiden und Noth kommen. Gewöhne Dir auch ja das Klatschen nicht an, denn es ist ein abscheuliches Laster. Ich dachte mein Theil bei dieser Rede, und antwortete: Ja wohl sind es abscheuliche Menschen, die ihren Nächsten so verlästern, und wir dürften unsern Eltern gewiß nicht vor die Augen kommen, wenn wir uns über andere Leute aufhalten wollten. Man solle, sagen sie, von andern Gutes reden, aber das Böse verschweigen. Es habe ein jedes seine Fehler, und wir hätten das Recht nicht, sie auszubreiten, denn es gienge uns nichts an. Es würde uns auch nicht gut däuch-

däuchten, wenn andere unsere Fehler sogleich bekannt machen wollten.

Vater und Mutter freueten sich sehr, daß Minchen einen Abscheu vor einem Laster zeigte, welches leider in der menschlichen Gesellschaft so gemein geworden ist; indem man so manches Gute von andern verschweigt, und ihre Fehler, ohne sie zu entschuldigen, vergrößert. Ein solcher abscheulicher Klatscher und Verläumder, sagte Liebreich, begeht die größten Ungerechtigkeiten an seinen Nebenmenschen; er stiftet Feindseligkeiten, Zwiespalt, Haß und Zank, und verbreitet oft unbeschreibliches Unglück. Wie mancher härmt und grämt sich darüber, weil man ihn so verlästert; wie mancher Unschuldige verliert Amt, Brod, Achtung und Gunst bloß durch Verläumdungen seiner Feinde! Wie oft entstehen die größten Prozesse, die heftigsten Erbitterungen der besten Freunde gegen einander, weil ein solcher Niederträchtiger böses Feuer anbließ, und Klatschereien anfieng.

Mutter Liebreich. Die Menschen sollten aber auch behutsam seyn, und solchen Verläumdern nicht glauben; sie gar nicht anhören, und

nichts dazu sagen. Wenn solche schändliche Leute ihnen weiß machen wollen, als habe dieser oder jener, dieses und das zu ihren Nachtheil geredet, oder gethan, so sollten sie lieber untersuchen, ob es auch wohl wahr sey? Wie oft würde es sich dann finden, daß es entweder eine Lüge, oder wenigstens nur ein Mißverständniß sey, das durch solche Leute vergrößert und verstellt wurde. Da denke ich immer an die weise Lehre Sirachs: Sprich deinen Nächsten darum an, vielleicht hat er es nicht gethan, noch geredet, denn man lügt gern auf die Leute; oder hat er es gethan, daß er es nicht mehr thue. Gehe zu deinen Nächsten, rede mit ihm erst in Güte, ehe du Lärm, Zank und Prozeß anfangen willst, vielleicht läßt sich das Mißverständniß heben.

Fritz. Hierher gehören wohl auch die abscheulichen Menschen, welche auf andere Pasquille machen, und sie heimlich ausstreuen. Das müssen rechte Bösewichter seyn! Man hat mir gesagt, daß manche sich dergleichen Pasquille sehr nahe genommen, und sich darüber todt gegrämt haben. Da ist ja ein solcher Pasquillmacher so gut, als ein Mörder!

Lieb-

Liebreich. Das ist er, und fast noch schlimmer; denn für einen Mörder kann ich mich sichern, und vertheidigen, wenn er mich anfällt, aber wie soll ich mich für einen solchen heimlichen Bösewicht hüten, der mich gleichsam im Rücken anfällt? Indeß muß man sich in solchen Fällen nicht ärgern, noch zu todte grämen, sondern es machen, wie der verstorbene König von Preußen, Friedrich der Einzige, der blieb ruhig dabei, und dachte: Was kann dir ein solcher Mensch nachreden, da du rechtschaffen lebst! Ja der verstorbene Kaiser Joseph II. ließ sogar einst ein solches Pasquill, das ein schlechter Mensch auf ihn gemacht hatte, drucken und ausbreiten, um zu zeigen, wie sehr er sich über solche bübische Verläumdungen erhaben fühle.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Nun, fuhr Minchen in ihrer Erzählung fort, da die Jungfer Zahnin hinweg, und die

Muhme mit mir allein war, wendete sie sich an mich, und wollte mich ausforschen. Erst fragte sie nach allen, wie es bei uns zugehe. Wie unsere Gesellen hießen, wo sie her wären, wie sie sich betrügen? Was Fritz werden wolle? Ob Du, Vater, viel Verdienst hättest? ach, ich weiß gar nicht, was sie für alberne Fragen an mich that; aber ich sagte ihr nicht mehr, als was sie wissen durfte; weil es kein Geheimniß war. Sogar fragte sie: Was hat denn Deine Mutter heute gekocht?

Grüne Erbsen und Stockfisch, war meine Antwort, etwas empfindlich.

Ei, denk doch, grüne Erbsen und Stockfisch, wiederholte sie, und machte eine besondere Miene dazu, da führt ihr ja einen recht herrlichen Tisch, da hätte ich mit essen mögen!

Nun ärgerte ich mich, daß ich so aufrichtig gewesen war, und es ihr gesagt hatte, ob es gleich eine unschuldige Sache und kein Geheimniß war, denn wir hatten alle davon gegessen; allein sie hielt sich doch darüber auf.

Ist es denn wahr, fuhr sie nach einer Weile fort, es hat gewiß bei Euch brennen wollen?

Ich

Ich schwieg stille. Nun, sagte sie, bist Du nicht ein Närrchen, die Leute haben davon geredet.

Als ich ihr keine Antwort gab, machte sie eine empfindliche Miene, und schwieg eine Zeit lang stille; allein sie ließ sich doch nicht abschrecken, sondern kam mit einer sehr traulichen Art auf mich loß, streichelte mich und fragte: Höre, liebes Kind, sage mir doch, ist es denn wahr, es heißt: Dein Vater wolle sich eine Stelle im Unterrathe kaufen, damit Deine Mutter Saloppen tragen könne?

Da hatte ich es ganz satt. Weiß Sie was, Muhme, sagte ich, komme Sie mir nicht mit solchen Fragen. Was weiß ich es, was meine Eltern thun wollen? Sie werden uns Kindern so etwas nicht zuvor bekannt machen; und wenn ich es auch wüßte, so würde ich es doch nicht sagen dürfen, denn das wäre ein Geheimniß, eine Heimlichkeit. Unsere Eltern haben uns mehrmals gesagt: Kinder dürfen nicht aus dem Hause schwatzen, und das andern Leuten erzählen, was diese nicht zu wissen brauchen.

Da hast Du recht, Mühmchen, sagte sie; alle Leute brauchen es nicht zu wissen, aber mir, deiner Muhme, kannst Du es schon im Vertrauen sagen, und es bleibt bei mir, ich werde es nicht weiter erzählen.

Ja, erwiederte ich, ich weiß schon, wie verschwiegen Sie ist, Muhme. Nicht wahr, als Sie mich vor etlichen Jahren auch ausforschte, und ich Ihr in aller Einfalt erzählte, daß mein Vater durch den dritten Mann auf Dieterbachs Garten biete, und ihn an keinen Fremden kommen lasse, weil er an unser Hauß anstoße; da hatte sie es Dieterbachs heimlich wieder gesagt, und mein Vater mußte funfzig Thaler mehr geben, weil er gesteigert wurde.

Muhme. Bin ich denn das gewesen?

Ich. Ei ja freilich. Dieterbachs haben es ja meinem Vater nachher selbst gesagt, und sich gewundert, daß wir so eine redliche Muhme hätten. Nicht wahr, da ich Ihr ein andermal treuherzig gesagt hatte, daß meine Mutter ihre Magd fortschicken werde, weil sie untreu sey, Schwenzelpfennige mache, und alles benasche und beraube, da hatte sie es der Magd auf dem

Markte wieder gesagt, und diese machte meiner Mutter nachher so vielen Verdruß, schimpfte auf sie, drohte, sie zu verklagen, und lief davon.

Muhme. Habe ich es denn der Magd gesagt?

Ich. Warum nicht, sie hat es ja gestanden. Seit der Zeit habe ich mir fest vorgenommen, verschwiegen zu seyn, und niemanden etwas zu sagen, was heimlich ist, und was nicht alle Leute wissen dürfen. Denn ich bekam damals Verweise von meinem Vater, daß ich so schwatzhaft gewesen war; meine gute Mutter dauerte mich auch, daß ich ihr den Verdruß zugezogen hatte, und ich mußte lange Zeit aus der Stube gehen, wenn meine Eltern irgend etwas vertraut mit einander sprechen wollten, weil sie mir nicht traueten. Das that mir wehe genug.

Da wurde die Muhme verdrießlich auf mich. Albernes Mädchen, sagte sie, wenn Du mir nichts erzählen willst, so laß es doch bleiben; da kannst Du ja deiner Wege gehen.

Wer war froher, als ich, denn das war mir eben recht; ich packte geschwind mein Strickzeug zusammen, und gieng fort.

Alle ärgerten sich heimlich über die Neugierde und Zudringlichkeit der Muhme Geelmuthin. Liebreich gab zwar Minchen einen Verweiß, daß sie der Muhme etwas zu derb und, wie man es zu nennen pflegt, naseweis begegnet hatte, allein ihre Verschwiegenheit mußte er loben. Verschwiegen, sagte er, muß jeder Mensch seyn, denn er kann oft unsäglichen Schaden anrichten, wenn er Geheimnisse ausplaudert.

Ja, erwiederte Fritz, das glaube ich auch, daß es eine sehr wichtige Pflicht ist, verschwiegen zu seyn, aber man kann doch oft in Fälle kommen, wo man nicht weiß, wie man sich benehmen soll; man kann eben bei solchen Leuten, die uns ausfragen, in Verlegenheiten gerathen, aus denen es schwer ist, sich zu helfen. Schweigt man stille, so nehmen sie es übel, als habe man ein schlechtes Zutrauen in ihre Verschwiegenheit; sagt man, was man weiß, so handelt man gegen die heilige Pflicht der Verschwiegenheit; will man sagen: Ich weiß es nicht, so redet man gegen die Wahrheit und sein eignes Gewissen; wie soll man es nun machen? Man möchte oft seine

Zuflucht zur Nothlügen nehmen, und es machen, wie jener junge Papirius in Rom.

Er erzählte die bekannte Geschichte dieses Knaben, den sein Vater mit in die Versammlung des Senats genommen hatte, wo er alles mit anhörte, was hier verhandelt wurde, aber die strengste Verschwiegenheit beobachten mußte. Seine neugierige Mutter forschte oft an ihm, allein er sagte ihr nichts. Sie liebkosete und schmeichelte ihm, allein sie konnte seine Verschwiegenheit nicht überwinden. Endlich drohte sie, ihn zu ermorden, wenn er ihr nicht sage, was heute vorgekommen sey; und nun weiß sich der Knabe nicht zu helfen, als daß er ihr weiß macht: man habe im Rath beschlossen, daß, um die Bevölkerung zu begünstigen, jeder so viele Weiber nehmen dürfe, als er wolle. Sie verspricht ihm heilig, verschwiegen zu seyn, allein noch denselbigen Tag erzählt sie es im Vertrauen der und jener guten Bekannten, und diese wieder andern Freundinnen, so daß diese Nachricht im Vertrauen am andern Tage durch die halbe Stadt bekannt wird. Es entsteht ein Auflauf der Weiber, und es kömmt endlich heraus, daß Papirius aus Noth seiner Mutter nur so etwas weiß ge-

macht hat. Um seiner Verschwiegenheit willen erlaubt man zwar diesem Knaben auch ferner den Rathsversammlungen beizuwohnen, allein man verordnet doch, daß künftig nie Kinder hier seyn sollen, weil sie nicht alle so verschwiegen seyn möchten.

Diese Geschichte, sagte Liebreich, hat mir immer nur halb gefallen. Welcher gute und redliche Mensch wird jemanden, und noch dazu seine Mutter, belügen? Wer wird seine Zuflucht sogleich zu einer Nothlügen nehmen? Nothlügen sind und bleiben Lügen, und folglich eben so Unrecht, als wenn einer aus Noth stehlen oder morden will. Ich weiß schon, wer einmal sich Nothlügen erlaubt, der macht alle Lügen dazu, und kann sich damit entschuldigen, wenn er schon auf andere aufrichtige Weise seine Absicht eben so gut hätte erreichen können. So bald ich weiß, daß man aus Noth lügen darf, dann kann ich mich schlechterdings auf keinen Menschen mehr verlassen, und mein Glaube an seine Aufrichtigkeit und Treue wird schwankend, denn ich muß ja immer besorgen, er belügt mich aus Noth. Wenn ich verschwiegen seyn will, wenn ich durchaus ein Geheim-

heimniß, das ich weiß, nicht entdecken will, wer kann, wer will mich denn dazu zwingen? Gesetzt, ich beleidige den andern dadurch, daß ich ihm gerade heraus erkläre: „ich wisse zwar darum, allein es bleibe mir ein Geheimniß,“ so will ich lieber Haß und Feindschaft ertragen, als treuloß und pflichtvergessen handeln.

Fritz. Wenigstens sieht man aus der Geschichte, wie wenig man in der Welt auf Verschwiegenheit der Menschen rechnen kann. Sie versprechen wohl, verschwiegen zu seyn, allein im Vertrauen sagt es immer eines dem andern.

Liebreich. Daher muß man selbst gegen solche behutsam seyn, die man für Freunde hält, denn man weiß erstlich nicht, ob sie auch in der That verschwiegen sind. Sie können übrigens gute Menschen seyn, und doch den Fehler der Schwatzhaftigkeit an sich haben. Sie können zweitens in der Folge uns abhold, wohl gar unsere Feinde werden, und dann sind wir verlohren, wenn wir ihnen wichtige Geheimnisse anvertraut haben. Nur vor redlichen Eltern brauchen Kinder nichts zu verschweigen

gen, allein gegen andere müssen sie stets zurückhaltend seyn.

Aber noch eins Vater, rief Fritz, was mache ich in dem Falle, wenn ich sehe, oder höre, daß ein andrer etwas Unrechtes thut. Z. E. Ich sehe einen entsprungenen Züchtling, einen Deserteur, einen Dieb sich verbergen. Die Nacheilenden fragen mich: Ob ich ihn wisse? Soll ich hier den Entsprungenen verrathen und dadurch unglücklich machen? Vielleicht mir selbst in der Folge seine Rache zuziehn? Oder darf ich es nicht verleugnen, wenigstens verschweigen? Ferner, ich sehe, daß einer den andern bestiehlt, daß das Gesinde untreu an seiner Herrschaft handelt u. dgl. Soll ich hier verrathen oder verschweigen?

Liebreich. Frage Dich selbst, was ist hier recht, oder nicht recht?

Fritz. Da muß ich es angeben, damit das Böse entdeckt und bestraft werde.

Liebreich. Das mußt Du, mein Sohn, und solltest Du für Dich selbst in der Folge durch Rache des Verrathenen das größte Unglück besorgen müssen, in Leib und Lebensgefahr kommen. Deine Pflicht muß Dir über alles gehen, ihr

mußt

mußt Du Deine ganze irdische Wohlfahrt aufopfern können; denn das verlangt Gott von Dir, und Du kannst nicht wissen, zu wie vielen Guten dieser weise Weltregierer diese Begebenheit benutzen werde, ja, Du kannst darauf rechnen, daß dieses höchste Wesen, welches Deine Pflichttreue kannte, auch selbst die Leiden zu Deinem Besten lenken werde, die Du Dir um Deiner Redlichkeit willen zuzogst.

Fritz. Das glaube ich. Ueberhaupt mache ich ja durch mein Verrathen den bösen Menschen nicht erst unglücklich, denn er hatte sich selbst unglücklich gemacht. Warum that er Böses.

Liebreich. Eben durch eine solche falsche Schonung des Bösewichts, dadurch, daß ich seine Schandthaten verheimliche, werde ich eine Ursache, daß noch weit mehr Böses in der Welt ausgeübt wird. Wäre mancher Mensch gleich bei seinem ersten Fehltritt angegeben worden, so hätte er entweder durch Gefangenschaft für die Folge unschädlich gemacht, oder durch leise Vorstellungen noch ganz gebessert werden können, ehe ihm sein Laster zur Gewohnheit wurde. Allein man schonte ihn, um ihn nicht unglücklich zu machen, er verließ sich darauf, und gieng nun

immer weiter in seinen Verbrechen. So sehen viele, daß dieser und jener stiehlt, und denken: Was geht es dich an, er bestiehlt ja dich nicht! Sie gönnen es wohl gar dem, der bestohlen wird, und thun, als ob sie es nicht sähen, nicht wüßten, aber dadurch stiften sie unsägliches Böse und befördern es. Sie verhindern die Besserung eines Menschen, lassen die menschliche Gesellschaft darunter leiden, und verletzen ihr eignes Gewissen. Allein, wenn ich nun einen solchen Menschen angebe, so muß dieses mit Vorsicht und Schonung geschehen. Ich muß das Böse, das der andere gethan hat, nicht allen Menschen bekannt machen, sondern nur denen, für die es gehört. Z. E. der Obrigkeit, den Eltern, den Herrschaften rc. damit sie die Sache untersuchen können. Gewöhnlich thut man aber das Gegentheil. Man plaudert es öffentlich aus, und macht den Fehlenden durch öffentliche Schande verstockter, anstatt es in der Stille bei der Obrigkeit oder der Behörde anzugeben, um ihn zu bessern.

Minchen. Ich denke noch immer daran, und Du Mutter wirst es dich auch erinnern. Vor einem Vierteljahre kam die Muhme Seelmuthen

muthen auch zu Dir, und erzählte viel Böses von der Mamsell Bergmannin, der Du so gut bist, weil sie so eingezogen lebt, als habe sie sich nicht gut aufgeführt, und allerlei Schändliches. Da vertheidigtest Du das Mamsellchen, lobtest sie, und versichertest, Du könntest das gar nicht glauben; es sey eine abscheuliche Verläumdung. Als aber die Muhme betheuerte: Es sey wahr, und viele angab, von denen sie es wollte gehört haben, da erklärtest Du endlich: „Die Mamsell geht mich zwar weiter nichts als die Menschheit an, allein, da ich sie als ein so braves Frauenzimmer kenne, so leide ich es nicht, daß ihr Böses nachgeredet wird. Ich werde es ihr sogleich sagen, daß ein so übles Gerede von ihr im Schwange geht, damit sie ihre Unschuld beweisen kann. Sie, Muhme, soll dann vor der Obrigkeit angeben, woher sie dieses hat, damit der Verläumder entdeckt und bestraft werde. „Da fuhr die Muhme entsetzlich zusammen und stotterte: Ich will nichts gesagt haben; ich habe meine Abnehmer; ich habe es nicht in der Absicht geredet u. dgl. Nun packte sie auf, gieng fort, und hat sich lange nicht wieder bei uns sehen lassen.

Liebreich lächelte, und sagte: So sollte man es allen Verläumdern machen, und es würde ihnen bald die Lust vergehen, andern im Rücken Böses nachzureden. Allein eben weil man sie klatschen und verläumden läßt, ohne sich der verlästerten Unschuld anzunehmen, die oft nicht weiß, daß sie so verläumdet wird, eben daher kömmt es, daß solche abscheuliche Menschen immer dreister werden. Ich habe gar oft daran gedacht, wenn sich wenigstens an jedem Orte eine große Anzahl der besten, redlichsten Menschen dahin vereinigte, alles Unrecht, alles Böse, alle üblen Gerüchte von andern sogleich anzuzeigen, um es untersuchen zu lassen, so würde freilich die Obrigkeit im Anfange sehr viel zu thun bekommen, allein in der Folge würde sich der Dieb, der Betrüger, der Ungerechte, der Verläumder, und so mancher böse Mensch gewiß mehr abschrecken lassen, wenn er überall beobachtet und verrathen würde, und nicht mehr auf solche ungerechte Schonung rechnen könnte.

Mutter Liebreich. Man will freilich oft einen guten Menschen durch solche böse Nachrichten nicht betrüben, und schweigt daher lieber; aber vernünftig beurtheilt, sollte man es nicht

thun; denn in der Folge erfährt er sie doch, wo es oft noch schlimmer ist, als wenn er sie im Anfang erfahren hätte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Tage der folgenden Woche vergiengen, ohne daß sich etwas merkwürdiges zugetragen hätte. Erst am Sonnabend in der Dämmerung fiel ein neuer Auftritt vor. Als die Gesellen schon längst Feierabend gemacht hatten, und ausgegangen waren, befand sich Liebreich noch allein in der Werkstatt, um eine Arbeit zu vollenden, die nur einer kleinen Ausbesserung bedurfte. Da gieng auf einmal die Thür auf, und eine bekannte Stimme rief herein: „Ich muß doch auch einmal sehen, was mein alter Freund Liebreich Gutes macht."

Liebreichen entfiel das Werkzeug aus der Hand, so ergriff ihn die Ueberraschung und Freude; denn Bleich, sein vertrauter Freund, mit

dem er lange gearbeitet hatte, und gewandert war, trat herein, und bot ihm einen freundlichen guten Abend. Einer flog dem andern an den Hals, sie küßten und drückten sich lange, ohne ein Wort zu reden. Machst Du mir nicht eine Freude, rief endlich Liebreich aus, eine herzliche Freude, Du lieber Bleich! Wo kömmst Du denn her?

Bleich. Immer quer Feld ein, von Boksried. Länger konnte ich es nicht abhalten, ohne Dich zu sehen.

Liebreich. Und wie habe ich mich nach Dir gesehnt. Wir, ich und Tixler, sprechen gar oft von Dir.

Bleich war ein sehr heitrer Mann, fast immer guter Laune. Was er erzählte, das wußte er immer so drollig vorzubringen, daß man lachen mußte, und seine lustigen Einfälle und Scherze, durch die er gleichwohl nie jemanden beleidigte, machten ihn zu einen unvergleichlichen Gesellschafter. Man war ihm gut, sobald man nur eine Stunde ihn sahe und hörte.

Mit großer Freude wurde dieser liebe Gast in die Wohnstube geführt, wo ihm alles verschafft wurde, was zu seiner Bequemlichkeit und zur

angenehmen Bewirthung eines so werthen Freundes gehörte. Auch hier zeigte sich bald Bleichs offner, ehrlicher Sinn, der, wenn er weiß, daß er unter guten Freunden ist, ohne Zwang und Zurückhaltung das thut, und sich das ausbittet, was ihm lieb ist. Kaum hatte er sich eine Stunde etwas erholet, so griff er in seine Taschen, zog eine weiße Mütze heraus, und sagte zu Liebreichen: Ich will Dir nur gerade ankündigen, vor Montags früh wirst Du mich nicht loß, Du magst Dich nun stellen wie Du willst. Nur in dem Fall gehe ich früher, wenn Du um meinetwillen den geringsten Aufwand, oder sonst viele Umstände machst; behandelst Du mich aber als alten Freund, dann wollen wir uns auch recht letzen. Willst Du das?

Liebreich reichte ihm die Hand zur Versicherung. Nun, sagte Bleich, und setzte seine Mütze auf, mit Erlaubniß. Schon über der Abendmahlzeit und nachher lachte die Familie Liebreich oft laut auf, wenn er irgend eine unschuldige Posse erzählte, und Bleich war unerschöpflich an drolligen Einfällen.

Wir übergehen die mancherlei Gespräche, welche den Sonnabend und Sonntag geführt

wurden, wo jeder dem andern seine Schicksale mittheilte. Der Sonntag Nachmittag und Abend war recht eigentlich dazu bestimmt, daß man in der Gesellschaft einiger ausgesuchten Freunde sich recht genießen und vergnügen wollte; es stellten sich daher auch zeitig außer Herr Weidnern noch drei andere ein, welche ebenfalls aus den Jahren der Wanderungen alte Bekannte Bleichs waren. Es war ein wahres Vergnügen, diese Freunde nach langer Trennung den Augenblick eines frohen Wiedersehens feiern zu sehen, und wer für solche Freuden Gefühl hat, der weiß es, daß nichts in der Welt über sie geht, und kann sich es lebhaft vorstellen.

Nun, wie geht Dir's, war Tixlers erste Frage an Bleichen, bist Du mit Deiner Lage zufrieden? Dein Aussehen zeigt Gesundheit und Wohlstand an, und Deine gute Laune beweißt, daß Du noch immer der alte drollige Bleich bist, und keine Noth leidest.

Bleich. Diese leide ich auch nicht, ich habe fast alles, was ich mir nur wünschen kann, alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, wie es in der vierten Bitte steht. Haus und Hof, ein Weib und drei wackre Jungen, nur

kein

kein Mädchen, übrigens gute Nahrung bei meiner Profession, sechs Acker in jedes Feld, etwas Vieh, gut Regiment, Friede, Gesundheit, getreue Nachbarn — ja, getreue Nachbarn auch, sie thun mir nichts zu Leide, sind arbeitsam, haushältig, vom Luxus unsres Zeitalters noch nicht angesteckt, nur etwas einfältig, oder auf deutsch im höchsten Grad aberglaubig. So etwas könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen. Man weiß oft nicht, soll man über ihre albernen Possen lachen, oder ihre Einfalt bemitleiden, sich über ihre verkehrten Mittel ärgern, die sie bei den und jenen Vorfällen anwenden, oder die mißliche und undankbare Mühe über sich nehmen, sie eines bessern zu belehren.

Tirler. Nun zum Exempel?

Bleich. Ja, zum Exempel, da könnte ich an Exempeln erzählen bis heute über acht Tage, und würde doch nicht fertig. Ihr wißt, daß ich an alle die albernen Dinge nicht glaube, und den Aberglauben durchaus nicht leiden kann, und könnt also leicht denken, wie mir manchmal dabei zu Muthe ist. Wie oft habe ich meine Betrachtung darüber, und danke dem lieben Gott, daß ich vernünftiger bin erzogen und besser be-

lehrt worden, denn die Bocksrieder werden, wie jeder abergläubige Mensch, nie recht froh. Da sie alles für Vorbedeutungen und Anzeigen künftiger Unglücksfälle halten, so leben sie in beständiger Angst wegen der Zukunft. Immer fürchten sie sich vom bösen Feinde geplagt, von andern Menschen behext, von Gespenstern erschreckt, von Kobolden, wilden Heeren und Irrwischen verführt, vom Alp zerdrückt, oder vom Todtenvogel in das Grab abgerufen zu werden.

Mienchen. Was ist denn das, der Alp?

Weidner. Wenn man dickes stockendes Blut hat, und des Nachts ohngefähr so zu liegen kömmt, daß das Blut nicht gehörig zum Herzen strömen und wieder abgehen kann, sondern hie und da stockt, so entsteht Aengstlichkeit, Herzklopfen und bange Träume. Es ist, als ob ein Mensch oder eine große Last auf uns liegt. Abergläubige Menschen, die ohnehin überall schwarze Menschen und gräßliche Figuren im Kopfe haben, glauben dann, daß sie von ihnen des Nachts gedrückt würden.

Fritz. Und nicht wahr, Kobolde, das sind die sogenannten Berggeister, von welchen die

Berg-

Bergleute glauben, daß sie sich bisweilen in den Schachten zeigten, und ihnen Uebels zufügten. Es sind aber eigentlich die betäubenden und giftigen Dünste, welche aus dem Gestein aufsteigen, und ihnen oftmals so gefährlich werden, daß sie ersticken können, wenn sie nicht behutsam genug sind?

Weidner. So ist's.

Fritz. Irrlichter. Nun die kenne ich, es sind faule Dünste, die sich entzünden; und das wilde Heer, sind Kraniche oder dergleichen Zugvögel.

Bleich. Da kömmst Du mit solchen Erklärungen bei den Bocksriedern übel an. Sie wissen es besser. Irrwische sind Geisterchen, die dahin gebannt wurden, und so lange tanzen oder hüpfen müssen, bis sie erlöset werden, wenn sie erst Leute genug angeführt haben. Doch kann es auch seyn, daß sie einen Schatz bewachen. Vom wilden Heere aber sind die Meinungen getheilt, ein Theil hält es für Hexen, die in der Luft reisen, der andere für böse Geister; allein, darinne kommen sie beide überein, daß sie nichts Gutes bringen. Wenn sich ein Rabe auf ein Dach setzt und krächzt, ein Kauz des Nachts

 schreit,

schreit, das sind Todtenvögel, da stirbt einer in der Gegend. Fliegt eine Henne mit gelben Füßen über jemanden hinweg, der bekömmt die Gelbsucht. Legt ein Huhn etwa ein Ei ohne harte Schaale, weil es ihr vielleicht an kalkartiger Nahrung gefehlt hat, das bedeutet Unglück. Das Ei, — es ist eigentlich eben so gut, wie ein anders, nur fehlt ihm bisweilen die Dotter, oder es ist kleiner, als gewöhnlich, aber merkt es Euch wohl, ihr Leute, man darf es ja nicht essen, sondern man nimmt es in die Hand, und wirft es rückwärts über ein Dach hinweg, sollte auch darüber dem Nachbar eine Fensterscheibe zu Grunde gehen, das thut nichts, dagegen ist nun auch das Unglück vorüber.

Nicht wahr, Ihr wißt alle nicht, woher der Krieg mit den Franzosen entstanden ist? Wir Bocksrieder wissen es — — — — wegen den Nordlichtern, die wir das Jahr zuvor hatten, — habt Ihr nicht die blutigen Schwerdter am Himmel gesehen?

Ha, ha, ha, lachte Tixler. Seyd Ihr nicht kluge Leute!

Bleich. Wenn des Sonntags das rechte Altarlicht ausgeht, so stirbt zunächst eine Manns-

person,

person, bei dem linken aber trifft es eine Weibsperson. Hört bei einem Begräbniß die kleine Glocke zuletzt zu läuten auf, so stirbt ein Kind, bei der großen Glocke ein Erwachsenes. Wirft der Todtengräber beim Zuscharren eines Grabes die Hacke zuletzt hin, dann begräbt er das nächstemal einen Mann, bei der Schaufel aber eine Frau. Ich habe genau darauf Achtung gegeben, es trifft bisweilen durch den Zufall ein, natürlich aber auch oft nicht, allein, das stöhrt die Bocksrieder in ihrem Glauben nie. Es sind keine sechs Wochen, da starb eine Frau an dergleichen Aberglauben. Wir begruben ihr einziges Kind, und die Frau wollte sich für Jammer mit in das Grab stürzen. Beim Einscharren mochten etliche Rasenstücken zwischen den Sarg und die Erdenwand gekommen seyn, welche eine Zeitlang die Erde aufhielten. Nach einigen Tagen war aber diese klare Erde durchgemahlen, die Rasenstücken hatten sich gesetzt, und das Grab war eingefallen. Dieses soll nun immer anzeigen, daß eines von den nächsten Anverwandten nachgeholt wird, und die ohnehin schwermüthige Mutter nahm sich dieses so nahe, daß sie krank wurde und starb.

Ueberhaupt ist wohl an keinem Orte die Sterblichkeit der Kinder größer, als bei uns. Gebohren werden ihrer genug, aber kaum der dritte Theil kömmt davon. Allein es ist auch kein Wunder. Erstlich werden die Kinder ganz falsch behandelt, bekommen recht fette Breie, die wie Kleister sind, gekäuetes Brod und Rosinen in Lappen gewickelt zum Saugen, und werden nicht reinlich genug gehalten. Bekommen die armen Kinder nun von den Unverdaulichkeiten und der Säure Schmerzen im Leibe, und werden krank, dann wird ihnen keine heilsame oder dienliche Arznei gegeben, sondern sie sind behext, und dann werden Alfanzereien getrieben, worüber die Krankheit zunimmt. So dringt z. B. bei Kindern, die nicht reinlich genug gehalten, nicht oft mit kaltem Wasser gewaschen werden, öfters ein weißer zäher Schleim durch die Schweißlöcher, welcher das obere schwarze Pünktchen Schmuz mitnimmt, dann sieht es aus wie lauter Würmchen mit schwarzen Köpfchen, besonders, wenn die Kinder, wie das der Fall ist, in dichte Federbetten eingepackt und an den heißen Ofen gebracht werden, wo der Schweiß recht heraus dringt. Was thut man nun? Das sind die bösen Dinger, die zehrenden

Dinger, heißt es. Natürlich gedeihen Kinder bei solcher Pflege nicht, sondern werden welk und elend. Nun wird nicht etwa das Kind vernünftiger behandelt, sondern man schneidet mit einem Scheermesser den Würmern die Köpfe ab, trägt das Kind des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr auf Kreutzwege, büßt es, oder läßt es von Scharfrichtern, Hirten und andern alten abscheulichen Weibern büßten.

Fritz. Was ist denn das wieder, das Büßten? Von alle dem habe ich in meinem Leben nichts gehört.

Bleich. Das glaube ich wohl. Sie nehmen ein Stückchen Holz, oder auch nur die Hände, und drücken damit kreutzweiß auf die Glieder oder den Leib des Kindes, indem sie allerlei Worte und besonders den Namen Gottes dazu aussprechen.

Miencher. Weiter geben sie nichts von Arzneimitteln ein?

Bleich. Vor der Hand nichts, allein, wenn es sich nicht geben will, so wird mit Mithridat und allerlei Kräutern geräuchert, welche das Kind betäuben, daß es zu schlafen anfängt. Dann heißt es: seht ihr's nun, jetzt ist das Kind ruhig.

Mien-

Mienchen, mit kläglicher Miene. Du lieber Gott!

Bleich. Bei der Gelegenheit will ich Euch doch ein recht treffliches Rezept zu einer köstlichen Arznei für Kinder mittheilen. Diese hilft für alles. Wo nichts anschlägt, da schlägt das durch. Mit schalkhaft lächelnder Miene gebot er ihnen aber, es ja geheim zu halten, nicht wegen der Bocksrieder Einfalt, sondern weil es ein Arkanum sey.

Also, wenn einem Kinde etwas fehlt, Recipe:

1) etwas Kehrig aus allen vier Ecken der Stube.
2) einer Erbsen groß Ruß aus einer Ofenkächel,
3) frischen Sperlingsdreck,
4) eine Pflaumenfeder, wo möglich aus einem Erbbette,
5) Ruf und Wiederrufkraut,
6) Kankergespinnst.

Mische dieses wohl untereinander, und gieb dem Kinde in etwas Muttermilch davon ein, indem du drei Kreutze schlägst.

Die Zuhörer bezeigten ihren Eckel durch Ausspucken, Räuspern und Schaudern. Geh,

sagte Baumann, der eine dieser Gäste, Du machst uns so etwas nur weiß; so einfältig kann kein Mensch seyn!

Bleich. Ihr sollt mich nicht für einen ehrlichen Mann halten, wenn es nicht reine Wahrheit ist. Ihr glaubt es gar nicht, was für dummer Aberglaube noch unter manchen Leuten herrscht. Wie es mich oft jammert, wenn ich so manches Kind bei der unvernünftigen Behandlung dahin sterben sehe! aber dann heißt es: Es ist Gottes Wille gewesen. Das Kind ist in seiner Unschuld gestorben. Es ist wohl aufgehoben. Der liebe Gott hat es lieber gehabt, als wir u. dgl. Ja wohl, ja wohl, denke ich dann bei mir, und ein Seufzer steigt aus meinem Herzen mit dem Wunsche empor, daß doch einmal das Reich der Dummheit und des Aberglaubens bei uns möchte zerstöhrt werden. Gieb uns, lieber Gott, weise und gute Obrigkeiten, die den Scharfrichtern, Hirten, Balsamträgern, Quacksalbern und alten Weibern das Handwerk legen, welche den gemeinen Mann in seinem Aberglauben bestärken; gieb uns aufgeklärte Lehrer in Kirchen und Schulen, welche den Teufel sammt allen seinen Wesen und Werken durch Aufklärung austreiben!

Liebreich. Da wird wohl der Exorzismus bei Euch auch noch gebraucht?

Bleich. Natürlich. Ich wollte meinen ältesten Jungen ohne denselben taufen lassen, allein es geschahe nicht; ob ich mich gleich darauf berief, daß er an so vielen Orten abgeschafft sey. Und als es die Bocksrieder erfuhren, gaben sie mir schuld, ich wäre ein gottloser Mensch, der nicht zu den Christen gehöre, weil ich keinen Teufel und keine Hexen glaube.

Baumann. Unter den Umständen haben wohl die Hirten, Scharfrichter und dergleichen Leute mehr bei Euch zu thun, als die Aerzte?

Bleich. Das kannst Du Dir leicht vorstellen. Ich weiß mich wenig Vorfälle zu erinnern, wo man in Krankheiten einen ordentlichen geschickten Arzt gebraucht hätte; und geschieht es ja, weil es verboten ist, daß jene Leute öffentlich morden und zaubern dürfen, und die Arznei des Arztes schlägt, wie natürlich, nicht sogleich an, so wird doch nebenher heimlich noch ein solcher Pfuscher gebraucht. Allenfalls nimmt man seine Zuflucht zu einem alten benachbarten Feldscheer und einem alten Apotheker, welche beide ihren Vortheil dabei finden, die Leute in ihren Aberglauben

zu

zu erhalten, damit sie dieselben desto besser übertheuren können. Der berühmteste Mann in unserer Gegend aber ist ein alter Bauer in Vorsten. Er soll ehmals Knecht bei einem herumreisenden Doktor gewesen seyn und von ihm vieles gelernt haben, nämlich, wie man die einfältigen Leute prellen kann. — Nachher, sagt man, sey er einige Jahre bei einem Abdecker als Knecht gewesen, habe Vieh kurirt, jetzt kurirt er aber die Menschen. Doktor Schufterle heißt er bei uns allgemein. Bei diesem geht man gewöhnlich, bringt ihm den Urin, und läßt sich daraus weissagen.

Weidner. Wie sonderbar handeln doch die Menschen. Gewöhnlich werden solche Leute für unehrlich gehalten, und von allem Umgang ausgeschlossen; welches eigentlich eine Thorheit ist, denn man muß ja froh seyn, daß es Menschen giebt, die sich zu solchen ekelhaften Geschäften brauchen lassen, wie das Abledern des Aases ist; und diese Bocksrieder, die bei ihrer Einfalt gewiß dergleichen Leute für unehrlich halten, vertrauen gleichwohl einem solchen Manne ihr edelstes, ihr Leben, ihre Gesundheit an.

Bleich. Kurz Schufterle wird weit und breit um Rath gefragt, und ob er gleich so unwissend ist, daß er nicht einmal richtig schreiben kann, ob es gleich bekannt ist, daß er erst durch andere die Boten ausfragen läßt, um die Krankheit zu erfahren, die er hernach weissagt, so kehrt man sich doch nicht daran; weil er durch Simpathie, Beschwörungen und dergleichen Dinge kurirt.

Nicht wahr, Ihr wißt es noch nicht, woran man erkennen kann, ob eine Krankheit natürlich, oder angehext ist?

Sie versicherten alle ihre Unwissenheit, und Bleich erklärte es ihnen.

Wenn ein Bocksrieder krank ist, so ist gemeiniglich das erste, daß er Branntwein und Pfeffer, oder Knoblauch zu sich nimmt, hilft das nicht, so schwitzt er, indem er Hollundersaft einnimmt, und sich in das Bette einhüllt, die Krankheit mag übrigens seyn, welche sie will. Bessert es sich nach einigen Tagen nicht, dann wird der oben erwähnte Chirurgus Horn geholet, dieser läßt zur Ader, oder schröpft, es mag dem Kranken zuträglich seyn oder nicht, ihm sind wenigstens die zwei Groschen zuträglich. Schlägt dieses auch

nicht

nicht an, dann weiß man schon, was zu vermuthen ist, man besinnt sich irgend einer Feindschaft mit diesem oder jener, die und die hat einem des Morgens begegnet — nun ist es richtig. Herr Horn verordnet noch einige Arzenei, und versichert, wenn diese nicht anschlage, dann sitze der Grund tiefer und verborgener, darüber gehe seine Kunst nicht. Nun wird endlich so ein Spitzbube von Hexenmeister, oder sonst eine kluge Frau um Rath gefragt; bei Reichen, wo es gut bezahlt wird, versteht sich Horn wohl selbst nach dringenden Bitten dazu. Des Abends wird dann die Probe gemacht. Es muß ein gezogenes Talglicht geholt werden, dafür man ohne im geringsten zu handeln geben muß, was gefordert wird, mit diesem berührt man den Kranken an verschiedenen Orten seines Körpers kreuzweis, spricht allerlei Worte dazu, und brennt dann das Licht am untern Ende an, befestigt es dann an der Decke oder Stubenthür so, daß das abschmelzende Talg in eine darunter auf die Erde gesetzte, und etwas mit Wasser angefüllte zinnerne Schüssel tröpfelt, dieses giebt einen schneidenden Ton, einen Klang von sich, Pink, Pink, Pink — hört ihr es, heißt es nun, das ist die Hexe, sie

fühlt jeden heißen Talgtropfen, der herunter fällt! Alles erstaunt darüber, und nun verspricht man dem Zauberer alles mögliche, um die Hexerei zu zernichten. Er bekennt seine Ohnmacht, läßt sich noch mehr bieten, verspricht dann: sein Möglichstes zu thun, giebt endlich einige Arzneien, und wenn er nur erst Geld genug erhalten hat, dann fängt er seine Beschwörungen an, macht allerlei Alfanzereien, läßt räuchern, Erbschlüssel anhängen, giebt beschriebene Papierzeddelchen ein, läßt kleine Kissen, in welche beschriebenes Papier genäht ist, auf den bloßen Leib binden, und dergleichen, bis endlich der Kranke am Ende aus vernachlässigter ordentlicher Kur stirbt, dann heißt es: Wer kann darüber! oder seine eisenfeste Natur sich selbst hilft, dann hat der Hexenpatron Wunder gethan.

Fritz und Mienchen, welche in ihrem Leben nichts von solchen dummen Streichen gehört hatten, waren ganz außer sich. Man beschloß, den Versuch mit dem Licht und der Schüssel am Abend nachzumachen, und nach vielen vergeblichen Versuchen, indem bald zu viel, bald zu wenig Wasser in der Schüssel war, gelang es wirklich, jenen weinerlichen Klang hervor zu bringen.

Mien-

Minchen. Was heißt denn das aber: Es geht nicht von rechten Dingen zu, oder, die Leute sind behext? Ich verstehe das noch nicht.

Liebreich. Das heißt nach ihrer Meinung, böse Menschen verstünden die geheime Kunst, welche sie durch den bösen Geist, den Teufel, gelernt hätten, einen Menschen unvermerkt den Stoff zu einer Krankheit, oder auch Haare, Federklumpen, Nägel, Stecknadeln und dergleichen in den Leib zu bringen, ohne daß man wisse, wie?

Weidner. Müssen sich diese Leute nicht eine abscheuliche Vorstellung vom lieben Gott machen; er, der alles so schön und gut eingerichtet hat, solle einem bösen Geiste, der doch unter ihm stünde, zulassen, seine guten Einrichtungen zu stöhren, und seinen Menschen, ohne alle Absicht blos aus Rache anderer, Uebels zuzufügen! Der liebe Gott, der in der Natur so viele heilsame Pflanzen, Salze und dergleichen Arzneimittel wider die Schmerzen und Krankheiten der Menschen und Thiere entstehen läßt, durch welche schon Tausende von vernünftigen Kranken genesen sind, indem sie sich dieselben durch geschickte Aerzte verordnen ließen, der liebe Gott sollte in einen Erbschlüssel, in ein mit den Händen ge-

machtes Kreutz, eine Mandelkern, auf welche sein Name geschrieben, in ein Stückchen Lumpenpapier, auf welches allerlei Zeichen und Worte gemalt sind, mehr Heilkraft gelegt haben, als in jene? Wozu brauchte er denn Arzneien zu schaffen? O Gott, o Gott, wie entehren die abergläubigen Menschen dich, deine Weisheit und Güte! haben sie denn gar keine Vernunft um einzusehen, daß ihnen solche verkehrte Mittel ohnmöglich helfen können?

Bleich. Es geht auch so leicht keine Woche vorüber, wo man nicht einen ärgerlichen Auftritt hört, und den offenbaren Schaden gewahr wird, den oft die Menschen darüber leiden. So bekam einst ein Bekannter von mir das kalte Fieber auf entsetzliche Art. Er schlug sich etliche Wochen damit herum, allein es wollte nicht weichen, denn, wie bekannt, das kalte Fieber will Zeit haben, ehe der Frost die zähe schleimigte Masse losgerüttelt, der Durst und das Getränke sie erweicht hat, und die Natur sie endlich durch Ausleerungen und Schweiß fortschafft, man darf ihr also nur einigermaßen in diesen Verrichtungen zu Hülfe kommen, und den Unrath durch gelinde Abführungen fortschaffen, dann verliert

es sich allmählig wieder. Allein mein Bekannter konnte die Zeit nicht erwarten, und als die Verordnungen des Arztes, wozu ich ihm rieth, nicht sogleich halfen, ließ er es sich verschreiben, das heißt: er verschluckte drei Mandelkern, auf welche die Namen Gottes geschrieben waren, und trank Branntwein, in welchem starke und hitzige Kräuter aufgelöset waren. Nach drei Tagen gieng er wieder aus. Ich fragte ihn: Wie er sich befinde? Je nun, erwiederte er, es geht leidlich. Freilich bin ich noch sehr matt, meine Füße sind schwer, wie Blei, und fangen an zu schwellen; Schlaf und Appetit zum Essen habe ich noch nicht, aber das Fieber ist doch weg. — Das Fieber war weg, allein der Kranke erholte sich nicht, sondern bekam den Herbst darauf die Wassersucht, zehrte sich aus, und starb.

Weidner. Da hatte er sich die Fiebermaterie zurück auf die Eingeweide getrieben, und die Gefäße verstopft, natürlich mußte er nun sterben.

Bleich. So war es. Ich hatte einmal einen Lehrjungen aus Bocksried, der ebenfalls das Fieber bekam. Seine Eltern wollten auch allerlei dummes Zeug mit ihm machen, allein, ich ließ nichts zu, sondern brauchte einen Arzt, und hielt

ihm streng in der Lebensart, nach etlichen Wochen ward mein Junge wieder gesund, wie eine Wachtel. Der Vater besuchte mich einst, und wollte nach seinen Görgen sehen. Er freute sich über dessen Gesundheit, und ich lobte mit Vorsatz, den Arzt, den ich gebraucht hatte. Bedenklich schüttelte er den Kopf und sagte: Meister Bleich, der hat das wenigste bei der Sache gethan, ich, ich habe ihn kurirt. Das fiel mir auf, und ich fragte: Wie soll ich das verstehen? Je nun, antwortete er, ich habe es Görgen versprochen. Ich. Und wie hat Er denn das gemacht? Ich will es Ihm wohl sagen, erwiederte er, und Er kann es weiter brauchen, denn es hilft sicher. Sieht Er: Vor acht Tagen gieng ich des Morgens vor Sonnenaufgang stillschweigend an einen Distelbusch, nahm eine Handvoll Salz mit, streute es zu dreimalen darüber, und sagte:

Dieses Salz streue ich aus,
Görge Bokern bleib das Fieber aus
im Namen Gottes ꝛc.

und noch allerlei gute Sprüchelchen. So wie der Distelstrauch verdorret, Herre, so muß das Fieber fort. Ist denn, fragte ich, der Distelstrauch nun verdorrt? Ich weiß es nicht, war

seine Antwort, ich bin seit vorgestern nicht wieder dort gewesen, da war er noch ganz grün, aber nun muß er gewiß bald verdorren.

Jetzt wurde das Gespräch unterbrochen, weil Mutter Liebreich freundlich zur Abendmahlzeit einlud, allein auch über Tische unterhielt der heitere Bleich die Gesellschaft mit allerlei drolligen Auftritten.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Gegen das Ende der Mahlzeit brachte Herr Weidner die Gesundheit auf: Zur Heilung der Bocksrieder vom Aberglauben. Bleich stieß sein Gläschen geschwind an, und sagte: das gebe der liebe Gott! und die übrigen wünschten ein Gleiches. Wenn doch nur einmal, sagte Bleich, die Schande von uns gewendet würde, denn wir sind weit und breit bei allen vernünftigen Menschen in üblen Ruf. Wenn irgendwo ein alberner Streich geschieht, so heißt es: Das ist ein

Bocksrieder Streich. Wenn einer etwas redet oder vornimmt, das nur irgend einen Schein vom Aberglauben hat, dann spricht man: Er ist ein Bocksrieder, oder: Geh zu deinen Brüdern nach Bocksried. Wer nach unserm Orte gehen will und einem andern begegnet, der ruft gewiß jenen zu und giebt ihm den Rath: Mache drei Kreutzer vor dich, daß dir dort die Hexen nichts anhaben, u. dergl. Wir dürfen uns an Orten, wo es heller und vom Aberglauben reiner ist, nicht sehen lassen, ohne gefoppt und bespöttelt zu werden. Man mahlt uns Kreutzer auf die Bierkannen, auf dem Tisch an unsern Sitz, wohl gar unvermerkt auf den Rücken an unsern Rock, um uns auslachen zu können, und erzählt auf unsere Rechnung alle alberne Streiche, die nur in der Welt vorgehen. Doch bleibt man dabei.

Weidner. Das ist nun freilich auch nicht das rechte Mittel, jemanden vom Aberglauben zu heilen, denn durch Spott wird oft der Mensch nur hartnäckiger und boshafter, wohl aber durch vernünftige Vorstellung und überhaupt durch Aufklärung, besonders bei der Jugend, da kann man am meisten und sichersten wirken.

Bleich. Man ist nicht einmal einig in seinen abergläubigen Grundsätzen. So entstand vor einigen Jahren im Wirthshause ein fürchterlicher Tumult, weil der eine Theil behauptete: Der Lappen, den man von einem armen Sündersrock gebrauche, um die Pferde damit zu streicheln (wo man denn glaubt, dieses füttere besser, als Hafer und Heu), müsse abgerissen werden, der andere Theil aber versicherte: Er sey eben so kräftig, wenn man ihn nur stillschweigend mit dem Brodmesser abschneide. Vor einiger Zeit gehe ich meiner Gewohnheit nach an einem Sonntage im Herbst spatzieren, da sehe ich eine Menge Bocksrieder bei einem Apfelbaume versammlet, Untersuchungen anstellen, und sich dabei streiten. Als ich hinzu kam, zeigte man mir zu dieser ungewöhnlichen Zeit etliche Blüthen an demselbigen. Ich äußerte meine Vermuthung darüber, daß dieser Baum sich das vorige Jahr zu viel abgetragen und deswegen sich erst jetzt erholet habe; oder dieses Frühjahr von Raupen abgefressen worden wäre, und nun erst ausschlage; oder daß er bei dem schönen warmen Herbstwetter aus Fülle der Kraft noch einmal blühe, wie dieses manche Bäume in den heißen Erdstrichen

thäten,

thäten, oder, daß es seine letzte Kraftäußerung sey, und er nun absterben werde, wie ich dieses auch einmal beobachtet hatte, allein man lachte mich aus, und einer von ihnen sagte: Wir sind eben darüber uneinig. 'Der behauptet: Wenn um Michaelis die Bäume blühn, so giebt es um Martini Leichen, denn das bedeutet Sterben, ich spreche: Es bedeutet Theurung oder Krieg, und ihr werdet sehen, daß ich Recht habe. Der Erfolg bewieß, daß sie alle beide unrecht hatten, und Thoren waren.

Sehen sie es denn aber nicht ein, fragte Fritz, daß es Thorheit ist, wenn nun nicht einmal ihre Vermuthungen eintreffen?

Bleich. Was wollten sie es einsehen. Ich gehe einmal des Morgens mit einem andern Meister über Feld um Wolle einzukaufen, und Winterholz zu handeln. Ohngefähr eine halbe Stunde von Bocksried läuft uns ein Haase quer über den Weg. Ein Haase, rief ich, ein Haase, und scheuchte ihn aus Muthwillen. Gott behüt', sagte Meister Stein, der mit mir gieng, ängstlich, und ergriff mich beim Arm, wir wollen umkehren, denn es ist ein linker Haase, der bedeutet Unglück. Wir schaffen nichts Gutes. Possen, sag-

te

te ich, was weiß der Haase von uns, was bekümmert er sich um unsere Reise, der läuft dem Futter oder der Häsin nach. Allein mein Zureden war umsonst, er kehrte um, ich aber gieng getrost vorwärts, kam Abends glücklich nach Hause, und hatte einen guten Handel gemacht. Als ich es ihm lachend erzählte, zuckte er die Achseln, und meinte: Es hat nun just so getroffen, aber ich wage so etwas nicht.

Tixler. Das ist eben das Unglück, daß bei solchen Leuten der Aberglaube schon so tief steckt, daß sie sich nicht davon abbringen lassen, wenn man sie auch, so zu sagen, mit der Nase auf den Ungrund stößt. Sie bleiben bei ihrem Wahn.

Baumann. Gesetzt aber, der Meister Stein wäre mit Dir gegangen, und es hätte sich der geringste Unfall zufälliger Weise ereignet, so würde ihn dieses noch mehr in seinem Aberglauben bestärkt haben.

Mienchen. Da glauben wohl auch die Bocksrieder, daß es Gespenster giebt?

Bleich. Sie werden ja Gespenster glauben, und Gespenster sehen! Nun ja, wer diese nicht glauben wollte der wäre gewiß — kein

ächter

ächter Bocksrieder. Gespenster satt und genug haben wir. Außer meinem Hause sind gewiß nicht sechs Orte mehr, wo es nicht spukt und umgeht. Weiße Frauen mit Todtenköpfen, welche nicken, winken, allerlei Geberden machen, und dann plötzlich verschwinden, Männer ohne Köpfe, Zwerge mit langen Bärten und Zöpfen, die bis auf die Erde reichen, Hexen in Gestalt schwarzer Katzen mit funkelnden Augen, Geister abgeschiedener Menschen, die als große zottige Budelhunde des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr herumlaufen, winseln, auf Grabhügeln scharren, und dann unsichtbar werden. Kurz, Gespenster haben wir von allen Sorten, wie man sie nur verlangt. Wir haben etliche Gegenden in und um Bocksried, wo vormals Mönchs- und Nonnenklöster gestanden haben, welche in dreißigjährigen Kriege zerstöhrt worden; das sind die rechten Gespensterherbergen. Da gehen Mönche umher und singen ihre Horas, Nonnen schleichen herum, beten, winseln, schlagen die Hände zusammen, und verschwinden. Hier wagt sich, so bald es dämmert, gewiß kein Bocksrieder mehr hin, denn der wäre, nach ihrer Meinung, unglücklich, und folglich wissen sie auch alle nicht,

ob

ob es wahr ist, denn keiner hat sie gesehen, sondern alles nur vom Hörensagen. Ueberhaupt, wenn es irgendwo poltert, weil Katzen und Ratten Unfug treiben, da spukt es bei uns. Wenn eine Thür, welche entweder verquollen oder nicht recht eingeschlossen ist, plötzlich aufspringt, da thut ein Geist Anzeigen. Ich war einmal an einem Winterabende bei einem Nachbar, wo viele Bocksrieder zusammen waren, welche nichts, als solche Spuk- und Hexengeschichten erzählten, denn sonst wissen sie nichts, und eben dadurch macht eines noch das andere, und, was das größte Unglück ist, auch die Kinder furchtsam. Als es gegen zehn Uhr kam, gieng es poch, poch, poch an der Stubenthür. Da hätte einer sehen sollen, wie die Leute für Schrecken zusammen fuhren, Kreutze schlugen und sich verkrochen. Ich stieg auf um nachzusehen, allein man bat mich himmelhoch, nicht hinauszugehen, doch ließ ich mich nicht abhalten. Siehe da vor der Thür lag der Spitzhund, und scharrte mit den Pfoten seine Flöhe ab, wo er dann jedesmal mit dem Gelenke an die Thür schlug. Aber das glaubten die Leute doch nicht; es hatte Anzeigen gethan.

Hast Du Lust, Mienchen, einen Schatz zu heben? Nun so komme mit mir. Ich weiß, wo einer steckt. Es hat mir ein gewisser Mann im Vertrauen einen Platz gezeigt, wo schon oft ein blaues Flämmchen gebrennt hat. Der Schatz ist um Mitternacht versetzt, und zu heben mit einem weißen Hahn, welcher aber keine schwarze noch bunte Feder haben darf, desgleichen mit einem drei Jahr, drei Monat und drei Tage alten schwarzen Ziegenbock, an dem kein weißes Haar seyn darf, sonst dreht der Geist, der den Schatz bewacht, dem Hebenden den Hals um. Ich wüßte es auch nicht, allein der Nachtwächter in Bocksried hat es mir versichert. Dem ist der Geist einst des Nachts erschienen, und hat ihm gewinkt. Raßel, so heißt der Wächter, schlägt drei Kreutze und ruft: Alle gute Geister loben Gott den Herren, was thust du? Ich auch, antwortete der Geist, mit schneeweißen Haaren, und Silberbart. Komm her, ich habe dich auserkohren, und will dich glücklich machen. Allein Raßel legt sich im Bette wieder auf das andere Ohr, und schläft ein. Da kneipt ihm eine eiskalte Hand in den Arm und eine Stimme ruft: Raßel steh' auf, komm mit, dir ist der Schatz

in der Sache beschieden. Er steigt also halb träumend auf, und geht mit dem Geiste fort. Dieser führt ihn in jene Gegend, wo er oft das Flämmchen gesehn hat, und als sie dahin kommen, öffnet sich die Erde unter ihnen. Sie sinken tief, tief hinab, und kommen endlich durch viele dunkele Gewölbe, wo an den Wänden blaue Flämmchen blitzen, an eine große eiserne Thür. Der Geist reißt eine weiße Haare aus seinem Barte, berührt damit die Thür, hurr da springt sie auf, und nun sieht Raßel mit Entsetzen in dem großen Gewölbe Todtengerippe, Schädel, Ketten, Schwerder, Särge und allerlei fürchterliche Sachen untereinander liegen. In der Mitte steht an einer steinernen Säule ein großer Kasten, auf welchem ein weißer Hahn, und schwarzer Ziegenbock stehen. Als der Geist den Kasten berühren und öffnen will, wehrt ihm der Hahn mit Flügeln, Schnabel und Krallen, der Bock stutzt nach ihm mit den Hörnern, allein der Geist wird ihrer mächtig, berührt sie mit seinem Barte, und nun bleiben sie ruhig. Jetzt öffnet sich der Kasten, tausend, der ist bis oben an mit Goldstücken, goldenen Ketten und Ringen, mit Jubelen, Perlenschnuren, silbernen Bechern und

allen möglichen Kostbarkeiten erfüllt. Jetzt giebt ihm der Geist mit Geberden zu verstehen, daß er zulangen soll, allein er hat ihn aber schon zuvor gewarnt, keinen Laut von sich zu geben. Kikeriki, so fängt plötzlich der Hahn zu krähen an, daß das hohle Gewölbe erschüttert wird, darüber erschrickt Raßel, thut einen lauten Schrei. Brbauf, Poch, poch, da fällt die Kiste zu; alles verschwindet. Raßel wacht auf, und liegt — in seinem Bette.

Das hat der Mann wirklich gesehen, und man kann ihm glauben, zumal da er gern Branndtwein trinkt, und nicht viel nüchtern wird!

Da lachte die Gesellschaft laut auf, und Miencheu versicherte: Sie wolle nichts von dem Schatze, sondern ihm dem Nachtwächter Raßeln gönnen.

Aber, sagte Fritz, mit dem Schatzheben, ist es doch so eine Sache. Man hat mir von Leuten erzählt, die blutarm gewesen sind, und auf einmal sind sie reich geworden, ohne das Vermögen erworben, gestohlen, geerbt oder sonst erhalten zu haben; und man glaubte: sie hätten einen Schatz gefunden.

Ei,

Ei, erwiederte Weidner, daß in den alten Zeiten, besonders in dem Deutschland verheerenden dreißigjährigen Kriege, und in andern Kriegen viele Leute ihr Geld und ihre Kostbarkeiten vergraben, oder sonst in Gemäure verborgen haben, um nicht beraubt zu werden, und darüber gestorben sind, ohne es jemanden entdeckt zu haben, das glaube ich wohl. Daß sonst mancher Geizhals aus Besorgniß des Diebstahls, oder aus Neid, um sein Geld seinen Anverwandten nicht zu gönnen, es verscharrt habe, ist sehr wahrscheinlich, und daß nun diese vergrabenen Schätze zufälliger Weise nach vielen Jahren von dem oder jenen gefunden werden, das ist richtig. Allein alle Nebenumstände, daß ein solcher Schatz von Geistern bewacht, und ihren Lieblingen angezeigt würde, daß er zu einer gewissen Zeit, und unter gewissen Umständen, versetzt worden wäre, so daß man sie zu keiner andern Zeit, ohne solche Thiere, oder Geld, oder Kleider, oder Spenden an Klöster, an Arme und dergleichen, heben könnte, daß der Schatz sich durch Flämmchen nur gewisse Zeit anzeige, und dann wieder um drei Ellen fortrücke, dieses und dergleichen sind Possen, ist Aberglaube.

Fritz. So wie auch wohl die Meinung, daß solche Leute, welche einen Schatz fänden, nicht lange lebten.

Weidner. Auch dieses. Indeß ließe sich das so ziemlich natürlich erklären. Denn denke dir arme Leute, welche auf einmal durch einen solchen Fund reich werden. Entweder sie fangen an zu schwelgen, und das ist ihr Verderben; oder sie werden Geitzhälse, und leben nun unter steter Angst, Sorge und Beschwerde. Die Furcht, die eben aus jener abergläubigen Meinung entsteht, daß sie bald sterben müßten, nagt ebenfalls an ihrer Gemüthsruhe, und zerstöhrt nach und nach ihre Gesundheit.

Bleich. Den Bocksriedern ihr wichtigstes Buch ist der Kalender, aber nicht ein solcher verbesserter, wie der Eurige ist, nein der alte Kalender, welcher, ich weiß nicht, wo? gedruckt wird. Wenn ein Kalender bei uns etwas taugen soll, so muß er uns lehren, wenn gut purgiren, Kindergewöhnen, Haarabschneiden, Holzfällen ist. Die vortreffliche Aderlaßtafel darf nicht vergessen werden, die Lebensbestimmung der Kinder in diesem Monat gebohren, das Planetenregiment, woraus man den Einfluß derselben

ben auf Theurung und Fruchtbarkeit, Krieg oder Frieden auf der Erde sieht, und darauf rechnen kann, daß, wenn Mars, ein feuriger Planete, regiert, allezeit Krieg angezettelt wird; die Witterung nach den hundertjährigen Kalender, und wie sie der Kalendermacher nach seiner Meinung hineinsetzt, dieses und dergleichen Sachen müssen wir darinne haben, wenn er gut seyn soll. Nach den Vorschriften des Kalenders und des Kalendermachers richtet sich der Bocksrieder genauer, als nach den Vorschriften des lieben Gottes und der Bibel. Letztere ließe er sich noch allenfalls nehmen, denn darinnen lieset er ohnedies nur an Sonntagen, wo Regenwetter einfällt, und er nicht ausgehen kann. Andere nützliche Bücher, dergleichen so viele in unsern Zeiten geschrieben werden, lieset er gar nicht, denn er weiß alles zehnmal besser, als es die Büchermacher verstehen, allenfalls liest er noch die Insel Felsenburg, den gehörnten Siegfried, die Kaiserin Oktavia und solche Zeddel, welche die abscheulichen Kerls herumtragen, wo allerlei seltsame Ereignisse, mit Liedern begleitet, erzählt werden, wie sich in jenen Lande ein Ungeheuer hat sehen

 lassen,

lassen, oder eine Mordthat geschehen ist, ein Monstrum gebohren worden und dergleichen Lügen und Unsinn. Indeß haben wir auch — unter uns gesprochen — eine geheime Gesellschaft, wo etliche gelehrte Bocksrieder zusammen kommen, und Jakob Böhmens oder andere schwärmerische Bücher lesen, Fausts Höllenzwang studiren, und sich mit der Kunst abgeben, Gold zu machen. Indeß ist den meisten ohnehin eine Kanne gutes Bier lieber, als ein gutes Buch, oder eine vernünftige Unterhaltung, denn davon kömmt doch etwas in den Magen, um den Kopf bekümmert man sich nicht. Den Wirth in dem Haasen, der das beste Bier braut und den alten Kalender, den taste ihnen niemand an, oder er bekömmt Schläge. Vor einigen Jahren hieß es einmal, der Kalender sollte verbessert, und aus dem alten elenden Gesangbuche sollten die unbrauchbaren Lieder mit neuern und bessern vertauscht werden. Da gab es ein Lärm, als ob die Welt untergehen sollte, da verschwor man sich, Leib und Leben, Gut und Blut für beides zu wagen. Ich durfte mich nicht sehen lassen, und kein Wort dazu sagen, sonst hätte man mich kalt gemacht; denn sie haben mich ohnehin in

dem Verdacht, daß ich gar nichts glaube, weil ich ihre Dummheiten nicht glaube.

Doch genug davon, es jammert mich, wenn ich nur daran denken soll.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Bleich stieg jetzt auf, um sich ein Pfeifchen Taback anzuzünden, und seinen trocknen Mund zu erfrischen. Fritz und Minchen aber, denen diese Dinge etwas ganz neues und unerhörtes waren, und die viel Spas dabei fanden, baten ihn dringend, noch etwas vom Aberglauben der Bocksrieder zu erzählen.

Lieben Kinder, sagte er, wenn wollte ich davon fertig werden, wenn ich nur das erzählen wollte, was ich weiß, und das zehnte erfahre ich gar nicht, denn da mich die Bocksrieder kennen, so hüten sie sich wohl, mir etwas davon merken zu lassen, ich muß es also nur durch den Zufall erfahren. Sodann bin ich auch kein Sonntags-

kind, und nur die Bocksrieder Sonntagskinder sehen alles, alle Geister, alle Schätze, die wir andre nicht sehen; ich bin so ein Narre, daß ich alles sogleich untersuche, wo sich denn findet, daß alles immer ganz natürlich zu geht.

Weihnachten und Neujahr da wünschte ich, daß Ihr einmal bei uns wäret, das sind Hauptfeste, nicht wegen den merkwürdigen Begebenheiten, an welche wir uns erinnern sollen, sondern Hauptfeste des Aberglaubens. Da werden des Nachts zwölf Uhr die Pferde stillschweigend in die Schwemme geritten, damit sie das ganze Jahr für Seuchen bewahrt bleiben, sie mögen übrigens gewartet werden, wie man will. Da sind alle Kreutzwege mit stillschweigenden Menschen besetzt, weil man hier seine Schicksale erfahren kann, da windet man Strohwische um die Bäume, nicht des Frostes wegen, sondern damit sie nicht behext und unfruchtbar werden sollen. Da wird des Abends aus hingegossenem Kaffeesatz die Zukunft geweissagt, man schlägt die Kartenblätter oder die Bibel auf, gießt geschmolzen Blei in kaltes Wasser, und erklärt sich aus den Figuren seine künftigen Schicksale. Wer am neuen Jahresmorgen bei Lichte zuerst in die

Stube

Stube tritt, und dessen Schatten an der Wand erscheint ohne Kopf, der stirbt das Jahr. Man guckt des Nachts in das Ofenloch, lauscht in die Ofenblase, und sieht oder hört da die Person, mit der man sich dies Jahr verheirathen wird — ach, da ereignete sich vor etlichen Jahren ein drolliger Spas. Eine Bocksrieder Magd steigt in der Neujahrsnacht stillschweigend auf, und geht unangekleidet in die Küche, kriecht mit dem Kopfe in die Ofenpfanne und lauscht, und lauscht, aber sie hört und sieht lange nichts. Nach und nach steigt ihr das Blut in den Kopf und der Dunst aus der Pfanne treibt ihn so auf, daß sie nicht wieder heraus kann. Sie zwängt und dreht, aber der Kopf steckt feste. Nun weiß sie für Angst nicht, was sie anfangen soll, sie will kein Lärm machen, und man hört auch ihre Arbeiten nicht. Nach einiger Zeit kömmt die Tochter des Hauses in der nämlichen Absicht in die Küche, und thut für Schrecken einen lauten Schrei, glaubt, es sey ein Gespenst, und läuft zur Mutter in die Kammer, endlich schöpft sich die ganze Familie ein Herz, und kömmt eben mit dem Lichte dahin, als die Magd ihren Kopf ganz zerschunden aus der Ofenblase heraus zwängt.

 Ha,

Ha, ha, ha, lachte Minchen und klatschte in die Hände, diese ist für ihren Aberglauben bestraft worden!

Gleich. Bei Hochzeiten, Geburts- und Sterbefällen giebt es unsäglichen Aberglauben.

Wenn Braut und Bräutigam in die Kirche zur Trauung gehen, so darf sich keines von beiden umsehen, und wenn der Himmel hinter ihnen einfiele, sonst — sonst — heißt es, sieht sich der Bräutigam schon nach der zweiten Frau, und die Braut nach dem zweiten Manne um. Bei der Trauung am Altar müssen beide sich ganz eng an einander anschließen, daß niemand durchsehen kann; nicht um sich daran zu erinnern, daß sie künftig als eng verbundene Eheleute mit einander recht traulich leben sollen, sondern damit nicht böse Leute zwischen ihnen ein Schloß zuschnappen können, und es in einen Brunnen werfen, wo sie dann wegen des Schlosses, nicht ihres gegenseitigen Betragens wegen, lebenslang in Zwietracht lebten. Tritt die Braut aus dem Hause, so muß sie ein Glas mit Salz rückwärts werfen, und die Hochzeitgäste damit einsalzen. Wozu dieses, habe ich noch nicht erfahren können. Bei der Rückkehr setzt der Bräutigam den rechten Fuß

zuerst

zuerst über die Thürschwelle, zum Zeichen der Oberherrschaft, die Braut den linken, der geht, wie die Hand vom Herzen. Die Suppe und das nachfolgende Gericht dürfen beide nicht essen, sondern müssen es dem ersten Bettler schenken, weil die Bocksrieder sichre Nachricht haben wollen, daß einst ein gewisser heiliger Mann in der Gestalt eines Bettlers zu ihnen gekommen, der vielleicht mehrmals kommen, und dann seinen Seegen im Ehestande entziehen könnte, wenn er schlecht abgespeiset würde. Das Brod bei der Hochzeit muß die Braut unberührt aufheben, dann hat sie immer — wenigstens alt Brod im Hause.

Mienchen. Ja, das ist wohl ganz natürlich!

Bleich. Bei neugebohrnen Kindern, da haben die alten von Aberglauben ganz zusammen gesetzten Wehmütter vollauf zu thun, nicht um das Leben der Wöchnerin und des Kindes sehr wohl in acht zu nehmen, sondern um zu verhüten, daß nicht der Teufel oder eine Hexe dem Kinde etwas anhabe; denn nach ihrer Meinung ist es dann dieser Gefahr am meisten ausgesetzt. Da werden Kreutze über Kreutze geschlagen, damit der böse Feind keine Macht an den unschuldigen Kindern habe, die der liebe Gott mit so

vieler

vieler Sorgfalt gebohren werden ließ; und doch, trotz aller Kreutze, alles Büßens und Beschwörens des unreinen Geistes, werden die armen Kinder immer behext. Nicht von der Unreinlichkeit, sondern von Hexen bekommen sie jene zehrenden Dinger, nicht von den Mangel an Abführung der Unreinigkeit in den Gedärmen, nicht von den Säuren, die sie durch Milch, Breie, gekäute Zuckerplätzchen, Lappensuckel und dergleichen in den Magen bekommen, und dann an Krämpfen und Schmerzen leiden, sondern von Behexungen entsteht das böse Wesen, das sie martert, nicht von dem Vollpfropfen ihres kleinen Magens und der Schwächung ihrer schwachen Verdauungswerkzeuge durch Breistampfen und der dadurch bewürkten Verstopfung und Verschleimung, sondern durch bloßes Anthun böser Menschen bekommen die Kinder dicke Köpfe, dicke Bäuche und gedoppelte Glieder in der englischen Krankheit. Wo kämen denn die Würmer in die Gedärme der Kinder, wenn sie nicht hineingehext würden? Ihr denkt, die Läuse und dergleichen Ungeziefer entstehen durch Unreinlichkeit, scharfe Säfte und Pelzmützen, indem dadurch die Eierchen ausgebrütet werden, und diese Thiere Wärme und

reich-

reichliche Nahrung zu ihrem Wachsthum und Fortpflanzung finden, nicht wahr? Nein, wir Bocksrieder wissen das besser, angehext von gottlosen Leüten.

Ja, was wollt Ihr dazu sagen? Es ist zu meiner Zeit nicht geschehen, aber die alte Ursel, die ich, Unglücks genug, bei meinen Kindern als Wehmutter zulassen muß, hat es mir und meiner Frau, als sie eben in den Wochen lag, in der Abenddämmerung erzählt, und versichert, daß es ihr ihre Großmutter selger gar oft erzählt habe, wie sie einst auch in den Wochen gelegen, und ganz matt da liegt und schlummert, indeß sie die Wehmutter nur einen Augenblick allein gelassen, kömmt der Wehrwolf, ein abscheulich großer zottiger Wolf, an ihr Bette — und die Stubenthür ist doch fest zugeschlossen gewesen! — der Wehrwolf sieht so recht mit funkelnden Augen nach ihr im Bette ob sie schlafe? dann geht er nach der Wiege, will ihr Kind herausnehmen, und ihr dafür einen dickköpfigten ungestalteten Wechselbalg hinein legen. Da fährt die Wöchnerin auf, thut einen lauten Schrei — weg ist der Wehrwolf und der Wechselbalg!!

Fritz. Das hat der Frau geträumt!

Liebreich. Freilich hat es ihr geträumt, wie dem kranken matten Menschen oft dergleichen Fantasien im Schlummer vorkommen.

Baumann. Die dann desto gräßlicher seyn müssen, wenn solche schwache Personen an sich abergläubig, und mit dergleichen ängstlichen Erzählungen von solchen Wehmüttern und Wartweibern gemartert werden!

Bleich. Das ist eben das Unglück. Daher dürfen, wie es auch billig ist, Wöchnerinnen in denen ersten neun Tagen nie allein gelassen werden, doch bei uns nicht deswegen, weil diesen Personen und ihren Kindern leicht irgend ein natürlicher Unfall zustoßen könnte, sondern wegen dem Wehrwolfe, und den Kobolden, schwarzen Männern und weißen Frauen, welche gern zu erscheinen pflegen.

So darf unter den neun Tagen keine Wöchnerin aus dem Bette, wenigstens nicht über die Stubenthürschwelle, nicht damit sie sich gehörig abwarten, sich nicht zu früh wieder in Arbeiten übernehmen soll, sondern wegen den Hexereien. Kinder dürfen, ehe sie mit der Wöchnerin zur Kirche gegangen, nicht ausgetragen und an die frische Luft gebracht werden, nicht weil ihr zarter

Kör-

Körper davon leiden könnte, sondern blos weil sie dann von bösen Leuten sehr leicht behext werden; trägt man sie nachher zu jemanden im Orte, so muß der dem Kinde ein Gedrohei schenken.

Weidner. Man sieht, vieles von diesen Dingen hat im Grunde seine gute und heilsame Absicht, allein, deswegen geschieht es nicht, sondern um eines Aberglaubens willen, den man damit verbunden hat.

Baumann. Eben so wie man gewöhnlich beim Tode eines Kranken ein Fenster öffnet, nicht um die schädliche Luft in der Stube hinaus zu schaffen, sondern damit die Seele hinaus könne. Wie man in das Todtenzimmer ein brennendes Licht setzt, nicht damit der Todte, wenn er allenfalls erwachen sollte, sich finden könne, denn der wird auf einem Brete oder einer Stubenthür so fest aufgebunden, daß er sich schlechterdings nicht rühren könnte, wenn er auch wieder lebendig würde, oder damit kein Lebendes in der Dunkelheit über die Leiche stürze, sondern damit der Verstorbene nicht erscheine; oder wie man kehrt, sobald die Leiche aus dem Hause ist, nicht der Reinlichkeit wegen, sondern damit der Todte nicht wie-

wieder komme. Das alles thun ja wohl die Bocksrieder auch?

Bleich. Alles, und noch ein übriges. Sie kneipen den Todten in den Fußzehen, nicht, daß er etwa davon erwachen soll, wenn er allenfalls ohnmächtig wäre, sondern damit er nicht wieder kömmt. Sie gehen die ersten Nächte nicht leicht zu Bette, begeben sich Abends allein und ohne Licht nirgend hin, denn der Todte könnte ja als Gespenst erscheinen. Sie hängen Erbschlüssel an die Stubenthüren, und machen die drei Kreuzer von Kreide wieder frisch und recht groß, damit sie der Geist, wenn er ja kommen sollte, erkennen kann, und treffen die besten Vorkehrungen; dem ohngeachtet poltert er doch wohl bisweilen, schleicht auf dem Saale herum, geht in seine Wohnstube, huscht in seinen Kleidern vor seinen Anverwandten wie ein Schatten vorüber, oder winkt ihnen, wenn er noch etwas auf dem Herzen hat, guckt zu Fenstern und Dachlöchern heraus, wirft nach den Leuten und treibt allerlei Unfug. —

Tixler. So kömmt mir auch die Warnung vor: Man solle des Morgens nie nüchtern ausgehen, mit dem Zusatz des Aberglaubens: Weil uns

uns sonst die Hexen etwas anhaben könnten. Ich denke aber, es soll deswegen nicht geschehen; weil der Nüchterne vielleicht eher von einer Krankheit angesteckt werden kann, oder weil man nüchtern, zumal wenn man es nicht gewohnt ist, und etwa lange Zeit bei Anstrengung seiner Kräfte vom Essen abgehalten wurde, zuletzt ohnmächtig, vom Heißhunger, Magenkrampf und dergleichen Zufällen angefochten werden kann.

Tixler. Wie steht es denn in Bocksried mit den Träumen?

Bleich. Die treffen alle richtig ein, haben alle ihre Bedeutung, wie es im Traumbuche steht, das in jedem Hause anzutreffen ist, und über der Thür neben dem Gesangbuche liegt. Wem Zähne im Traum ausfallen, dem stirbt ein Verwandter, — wenigstens in Ostindien. Wer mit Katzen zu thun hat, der bekömmt Zank. Hellbrennendes Feuer bedeutet gut Glück, Rauchfeuer Unglück, wen Hunde oder Pferde beißen, den beißen Menschen oder Ungezieser und dergleichen.

Liebreich nahm eine ernsthafte Miene an, und sagte: Ihr werdet doch Träume nicht verwerfen, und nicht leugnen wollen, daß sie uns

oft allerlei Anzeigen sind? Da machten die Gesellschafter große Augen, und sahen Liebreichen an, ob es Scherz oder Ernst sey? Liebreich konnte sich nicht lange verstellen, und sagte:

Nun haltet mich nur nicht sogleich für einen abergläubigen Bocksrieder. Hört doch nur erst meine Meinung. Jene Narrenpossen glaube ich nicht, allein, wenn man auf sich acht hat, so findet man, daß die Träume nicht ganz zu verwerfen sind, denn sie geben uns oft Winke über den Zustand unsers Körpers und unsrer Seele.

Baumann. Erkläre Dich genauer, und laß Deine Meinung hören.

Liebreich. Nicht wahr, wenn man recht gesund ist, und guten Schlaf hat, dann träumt man entweder gar nicht, oder lauter angenehme Auftritte? Träumt man aber viel, und meist ängstliche Träume, in denen sich die Seele ermattet, so ist das immer ein Kennzeichen, daß man nicht recht gesund, und daß vielleicht gar eine Krankheit auf dem Wege ist.

Baumann. Ja, so lasse ich es gelten, aber andere künftige Schicksale können uns sicher nicht durch Träume entdeckt werden.

Lieb-

liebreich. Ferner kann man seine Seelenstimmung erkennen. Der hitzige heftige Mensch, der sich am Tage immer zankt, dieser zankt und prügelt sich gewiß auch, wenn er träumt. Der wollüstige, welcher vielleicht unter allerlei wollüstigen Vorstellungen einschlief, setzt dieses auch im Traum fort, der traurige, schwermüthige Schläfer, ist auch so ein Träumer, und der Geizige träumt von Spitzbuben, oder wenn er wohl ist, von vielem Gelde u. s. w.

Um daher, fuhr Weidner fort, nicht oder wenigstens nur Angenehmes zu träumen, sollte man alle Sorgen, und alles Traurige vor der Schlafkammer zurücklassen, und immer gut seyn, so wird sich auch die Seele im Schlafe mit lautern angenehmen Bildern beschäftigen.

Baumann. Aber sag mir nur, Bleich, wie leben denn deine Bocksrieder unter einander? Ich dächte sie müßten äußerst mißtrauisch gegen einander seyn?

Freilich, erwiederte Bleich, traut keiner dem andern über den Weg, und genade der Himmel dem oder der, die einmal als Hexe im Verdacht ist, sie werden gefürchtet und vermieden, als ob sie unehrlich wären. Es darf nur eine

Frau ihr Vieh gut abwarten, und also viel Milch oder Butter verkaufen, sogleich giebt ihr die Nachbarin, welche entweder schlechtes Vieh hat, oder liederlich ist, schuld, daß sie ihren Kühen die Milch aushexe, und an einem Stricke über der Thür im Stande sey, ihren Kühen die Milch dort auszumelken, oder Steppchen bringt ihr die Butter und Käse, der sich in Gestalt eines feurigen Klumpen mit langem Schwanze bei ihr einfindet.

Fritz. Aha, das ist jene Entzündung von Dünsten in der Luft, welche man den feurigen Drachen nennt.

Bleich. Ganz recht. O von diesem Steppchen wäre gar viel zu erzählen, wie überhaupt von den Erscheinungen des bösen Geistes, bald in schwarzer Bocksgestalt, mit Hörnern und langen Schwanze, bald im rothen Scharlachrock, unter welchem der Pferdefuß hervorguckt, der die Leute ermahnt, sich ihm auf gewisse Zeit zu ergeben, und sich mit ihrem Blute zu unterschreiben, daß sie in allen Stücken seinen Willen thun wollen, und welcher ihnen dann verspricht, alles zu bringen an Geld, Kleidern und Lebensmitteln, was sie nur verlangen, sie Walpurgis auf Ofengabeln,

gabeln, Besen und dergleichen guten Reisegelegenheiten auf den Brocken zum Ball abzuholen, ihnen aber auch, wenn die bestimmte Zeit um ist, den Hals umdreht, und sie durch die Lüfte mit sich fort führt, u. d. gl. Ueber wessen Schorstein nun etwa einmal ein solcher Feuerklumpen zerplatzt und unsichtbar worden ist, oder wer einmal einen sonderbaren Besuch bekommen hat, mit dem ist es dann auch nicht mehr ganz richtig. Nun darf nur irgend ein Unfall sich ereignen, sogleich ist diese Person daran schuld. Dann giebt es Zank, Schimpfreden, Vorwürfe, Schlägereien und die bittersten Feindschaften oft zwischen den nächsten Anverwandten und Freunden.

Weidner. Da fällt mir eine erschreckliche Geschichte ein, die ich vor vielen Jahren in der Berliner Monatsschrift gelesen habe. So viel ich mich noch erinnre, war sie folgende:

In Baiern oder Schwaben, das weiß ich nicht mehr ganz genau, kurz in einem Dorfe, wo es auch noch ganz finster, und der Aberglaube herrschend ist, lebt eine alte Mutter, welche ihrem einzigen Sohn ihre sämtlichen Güter übergiebt, und sich blos einen Auszug vorbehält mit dem Rechte, eine Kuh für sich halten zu dürfen.

Der Sohn heirathet darauf, und eine Zeitlang leben diese drei Leute in der schönsten Eintracht, bis eine boßhafte Magd den ersten Funken von Argwohn anfacht, Zwietracht und unabsehbares Elend unter sie bringt. Da diese von dem alten Mütterchen über allerlei böse Thaten angetroffen wird, so wirft diese den bittersten Haß auf die Alte, und benutzt eine gute Gelegenheit zur Rache. Das Vieh fängt an zu verseuchen, das heißt, schlechte, blaue und mitunter rothe Milch zu geben, indeß der Mutter ihre Kuh, die in den nämlichen Stall steht, viel und die herrlichste fetteste Milch giebt. Als die junge Frau ihre Magd darüber zur Rede setzt, warum so ein Unterschied sey, so weiß diese endlich sich nicht besser zu helfen, als daß sie vorgiebt; ihr Vieh sey behext, und die alte Mutter hexe ihren Kühen die Milch heraus, dadurch entsteht Verdruß, Zank und Streit. Endlich, da sich die Hexerei gar nicht geben will, so geht die junge Frau heimlich in ein benachbartes Kloster, wo unter andern, ein sogenannter Hexenpater, sich befindet, welcher weit und breit in dem Ruf steht: er könne Geister bannen, austreiben, und Hexereien vernichten. Sie erzählt ihm alle Umstände, er

fragt

fragt sie ausführlich aus, giebt ihr einige Pulver, und sagt: Wenn dieses nicht helfe, dann solle sie wieder kommen, denn da gehe es nicht von rechten Dingen zu. Allein die Pulver helfen nicht, die Kühe geben nach wie vor schlechte Milch. Unterdessen mag sich wohl der Hexenpater genauer nach diesen Leuten erkundigt haben, und als nach einigen Tagen das junge Weib wieder kömmt, führt er es in ein einsames Zimmer, macht es trunken, und begeht die schändlichsten Thaten mit ihr; als die Bäurin nach einiger Zeit wieder zu sich kömmt, erklärt ihr der abscheuliche Mann gerade zu die Sache für Hexerei, giebt ihr wieder allerlei dummes Zeug, und sagt unter andern: Sie solle sich Abends, wenn sie nach Hause komme, heimlich in den Stall schleichen, und auflauren, da werde sie die Hexe zu sehen bekommen, welche sie dann nur bezahlen solle. Das thut sie, und siehe da, das erste, welches in den Stall kömmt, ist das alte Mütterchen, welches nach ihrer Kuh sehen will. Wüthend fällt die Schwiegertochter über sie her, zerrauft ihre weißen Haare, schlägt und mißhandelt sie so, daß sie nach einiger Zeit stirbt, die Magd hilft dabei treulich um ihre Rache zu kühlen, und beide kommen dar-

über in Untersuchung und in das Zuchthaus. So brachte dieser abscheuliche Hexenpater eine gutmüthige Familie durch seine Bestärkung im Aberglauben in Noth und ein unschuldiges Weib in das Grab.

Minchen. Die armen Leute!

Liebreich. Merkst du nicht, warum in solchen Ländern die Menschen oft mit Vorsatz in der Dummheit erhalten, und im Aberglauben bestärkt werden? Weil es manchen Personen sehr einträglich ist.

Fritz. Was hatte es denn aber gleichwohl für eine Bewandtniß mit den Kühen?

Weidner. Bei genauer Untersuchung fand es sich, daß jene Kühe auf die Weide getrieben worden waren, und vermuthlich in eine Gegend, wo Kräuter wuchsen, welche die Milch so färbten, und sie verzehrten, weil die Kühe in eine Art von Krankheit verfielen. Das Mütterchen hergegen hatte ihre Kuh im Stalle behalten, gut gefüttert und wohl abgewartet, daher gab sie so gute Milch.

Bleich. So geht es bei uns in Bocksried auch oft, und so manches Vieh geht bei uns zu Grunde, weil man nicht untersucht, woher dieser oder jener Zufall kommen mag, sondern man

hält

hält es für behext, braucht keine ordentlichen Mittel, räuchert vielmehr mit Ruf- und Wiederrufkraut und andern Dingen, gräbt Wurzeln unter die Stallthüren und läßt das Vieh darüber gehen, oder hängt ihm Zeddelchen mit geschriebenen Worten an, läßt es von Hirten oder Hexenbannern beschwören und dergleichen. Geht es zu Grunde so öfnet man es nicht, um hinter die wahre Ursache der Krankheit zu kommen, sondern enthält sich desselbigen, um die Hexerei nicht noch weiter zu verbreiten, und nimmt sich vor, an denjenigen, welche man in Verdacht hat, zu seiner Zeit auch wieder Rache auszuüben. Brannten doch vor einigen Jahren dreizehn Häuser und eben so viele Scheuren und Ställe bei uns ab, weil man beim Räuchern Feuer in die Strohstreue hatte fallen lassen, und wie oft entsteht nicht der empfindliche Verlust, Mord und Todschlag darüber, welches alles unterblieben wäre, wenn man nicht abergläubig gewesen, sondern die rechten Mittel angewendet hätte.

Weidner. Wenn man die Nationalzeitung, den Thüringer Boten, Reichsanzeiger, die Wohlfahrtszeitung und dergleichen Zeitschriften lieset, so erstaunet man darüber, daß es in

so vielen Ländern noch so abscheulich dummen Aberglauben giebt, und betrübt sich recht, daß so viele Menschen oft recht vorsetzlich darinnen erhalten werden, ohngeachtet der größte Schaden daraus erwächst. So las ich vor einiger Zeit, daß bei der im jetzigen französischen Kriege entstandenen Viehseuche, ein Dorf so dumm war, und den Bollen oder Heerdeochsen unter allerlei abergläubigen Handlungen tödtete, zu Asche verbrannte, und diese den Kühen eingab, das sollte sie gegen die Viehseuche schützen, und siehe da, es erfolgte gerade das Gegentheil, denn da der Ochse schon mit der Seuche behaftet war, so steckte er das sämtliche Vieh zugleich mit an, und das ganze Dorf ward seines Viehstandes beraubt, im Gegentheil diejenigen vernünftigen Ortschaften denselben erhielten, weil sie das erste Vieh, welches krank wurde, von den gesunden absonderten, auf einem vom Dorfe entfernten Platze tödteten und tief in die Erde verscharrten, wo es also nicht weiter anstecken konnte.

Bleich. **Damit uns so viel möglich die Hexen überhaupt nichts anhaben können, haben wir Bocksrieder unsere guten Verwahrungsmit-**

tel,

tel, die ich euch doch noch zum Besten geben will: Erstlich das Kreutzschlagen. Dies geschieht besonders des Morgens, wenn man nüchtern ist, ferner so oft man gähnt, will man ein übriges thun, so macht man es auch über Schüsseln und Trinkgefäße, insbesondere queer über jedes aufgeschnittene Brod, denn das macht Seegen. Drei Kreutze auf den Brod- und Kuchenteig versteht sich ohnehin, daß man sie eindrücken muß. Drei Kreutze an jede Stall- und Hausthür ist höchst nöthig, dann kann aber auch kein böser Geist, keine Hexe etwas anhaben.

Zweitens hüten wir uns wohl, daß wir keiner verdächtigen Person, besonders solchen, die rothe Augen haben, — denn das sind die rechten Hexen — jemals Stand halten, noch weniger ihnen auf ihre verfänglichen Fragen Ja oder Nein antworten; sonst hat man sich ihnen Preis gegeben und sie können mit uns machen, was sie nur wollen. Vorzüglich brauche man diese Vorsicht des Montags und Freitags. Kinder, das versichere ich Euch, da möcht Ihr es anstellen, wie Ihr wollt, was ein ächter Bocksrieder ist, der giebt euch diese Tage vorzüglich des Morgens, weder ja noch nein, und wenn Ihr Euch auf den

Kopf

Kopf stellt. An diesen Tagen wird auch so leicht nichts verborget, oder man muß etwas dagegen setzen. Der Montags Morgen ist auch noch deswegen wichtig, weil man den ersten, welcher kömmt, als ein gutes Zeichen für die ganze Woche annimmt. Ist es eine Jungfer oder Junggeselle, der bringt Glück, sein Handgeld deutet auf guten Handel die ganze Woche. Will der Erste Geld haben oder borgen, dann giebt es viele Ausgaben und Betrug.

Drittens nehme man sich in acht, verdächtigen Leuten auf Kreutzwegen zu begegnen. Wer behext ist, kann es an diesen Orten los werden, aber wer es nicht ist, der kann etwas davon tragen.

Viertens leihe man solchen Leuten kein Kleidungsstück, Bette und dergleichen, denn da können sie allerlei hinein hexen. Man esse kein Obst, das man findet, es kann von gottlosen Leu: etwas hinein gethan seyn, keine andere Speise von ihnen, sie können es manchmal jungen Leuten, wie man es nennt, zu essen geben, daß solche Esser, alsdann von dem andern nicht ablassen können, sondern stets ihren Umgang suchen müssen, es mag auch daraus das größte Un-

heil

heil entstehen. So diente vor einigen Jahren eine Bocksrieder Magd bei mir, die einem Soldaten überall nachlief, und ganz toll auf ihn war. Als ich sie zur Rede setzte und ihr vorstellte, daß dieser Umgang für sie gefährlich werden könnte, gab sie zur Antwort: Er habe es ihr in einem frischen Dreierbrod zu essen gegeben, und seit der Zeit könne sie nicht von ihm ablassen.

Endlich fünftens haben wir noch allerlei Maasregeln, wo wir durch eine Kleinigkeit viel ausrichten, und manchen Schaden vermeiden können. Wenn wir Lein bestellen, so wählen wir den längsten Tag, und binden den Sack recht lang, das giebt auch langen Flachs. Lein zum Säen darf nicht vertauscht werden, sonst vertauscht man sein Glück. Beim Ansetzen und Auffüllen des Essigs müssen die Weiber ein recht sauer Gesicht machen, damit er sauer wird, wollen sie ja welchen verschenken, so müssen sie sich wenigstens eine Stecknadel dafür geben lassen. Eine Feuersbrunst merken die Bocksrieder daraus, wenn es zuvor im Spritzenhäußchen rasselt, und bei wirklich entstandener Feuersbrunst wissen sie gleich den besten Rath. Brennt das Feuer hell und in geraden Flammen in die Höhe, dann ist

es ein gutes Feuer, das ist zu löschen, und dazu braucht es weder Spritzen, noch Menschenhände, sondern nur einen Mann, der um das Feuer herum läuft, und den Feuerseegen sprechen kann, das mögen vermuthlich gewisse geheimnißvolle Worte seyn. So weit dieser läuft, so weit geht das Feuer ihm nach, aber auch weiter aus dem Kreise, welchen er gegangen ist, kömmt die Flamme nicht. Wenn im Gegentheil das Feuer braußt und zischt, und der Rauch in der Flamme wirbelt, der Sturm geht, dann ist es ein Straffeuer, da hilft keine Spritze und kein Feuerseegen, das muß man brennen lassen; daher stehen dann die Bocksrieder bei einem solchen Feuer wie die Oelgötzen, und sehen es brennen, ohne etwas mehr zu thun, als daß sie sagen: Das ist eine Strafe von unserm Herr Gott, dem darf man nicht in die Zuchtruthe greifen! Dafür halten sie alle Uebel in der Welt, sie mögen von sich selbst, oder durch ihre eigene Schuld entstehen. Daher fürchten sie sich auch vor dem lieben Gott, wie die Kinder vor dem schwarzen Mann, leben in steter Angst für Strafen, und beteten gern, wie ein gewisses Volk in Indien, den Teufel an, damit er ihnen nur

nichts

nichts thun mögte, wenn sie dürften, und es sich getraueten. Hergegen brauchen sie nun auch nichts wider dergleichen Uebel und Unglücksfälle, und ich wollte es keinem rathen, der sein Haus durch einen Blitzableiter sichern, seinen Kindern die Blattern einimpfen und gegen Menschen- und Viehseuchen Vorsichtsmaaßregeln anwenden wollte, der würde übel angesehen werden, denn das hieße in Gottes Strafamt Eingriff thun wollen.

So unthätig die Bocksrieder beim Straffeuer sind, eben so sind sie es beim Wasser. An unsern Städtchen fließt die Lemmer, ein ziemlicher Fluß, vorüber, der hat das mit allen Flüssen gemein, die durch Länder der Dummheit fließen, daß man von ihm sagt: Er müsse alle Jahr einen Menschen haben. Der erste nun, der das Unglück hat nach dem neuen Jahr hinein zu fallen, den läßt man wenigstens erst ertrinken, ehe man ihn heraus holt, damit dem Fluß sein Recht und sein Wille geschieht, dann wird er ohne Rettungsversuche begraben, es versteht sich aber, auf den Schindanger, wo alle die Unglücklichen, die Selbstmörder, die Fremden, welche bei uns sterben, zumal wenn sie von anderer Religion

sind,

sind, und dergleichen Menschen bei uns hinbegraben werden, denn so christlich und vernünftig denken die Bocksrieder nicht, daß sie solchen beklagenswürdigen Verunglückten ein ehrliches Begräbniß gäben. Wäre ja der Ertrunkene ein Einheimischer, so wird er höchstens über die Mauer geworfen, und an die Kirchhofmauer in ein Loch eingescharrt, dazu darf aber der Todtengräber weder die ordentliche Bahre noch Stricke, noch Schaufel und Hacke gebrauchen, sondern alles, was dabei nöthig ist, wird mit in das Grab geworfen; auch wird der Unglückliche mit dem Gesichte unterwärts begraben. Warum? das rathet einmal?

Sie riethen hin und her, aber umsonst, sie trafen es nicht.

Bleich. Weil es sonst dasselbe Jahr Hagelwetter in Menge giebt — ja, ja, das haben die Bocksrieder aus einer alten Chronika erfahren, da steht ausdrücklich:

Anno domini 1563 am 10 Aprillis ward Hans Schleifstein im Wasser gefunden, und am Abend auf dem Gottesacker begraben mit dem Gesicht aufwärts. Da gab es dasselbe

de Jahr fast alle Täg viel Donner und Bliz Schloßen und Hagel und allerlei Wetter, also, daß die Lemmer übergieng und großen Schaden anrichtete. Solches Wetter ruhete nicht eher, als bis auf den Rath des Hirten Fabianus der Ertrunkene am 20 Septembris ausgescharrt, und mit dem Gesicht unterwärts begraben wurde, da ward es stille, und das folgende Jahr ein so fruchtbar Jahr, daß man um einen Kreuzer einen Korb Honigbirn kaufen konnte.

Baumann. Wenn nun aber ein Säufer bei Euch stirbt, der sich in Bier und Brannteweîn zu Tod gesoffen hat, wie haltet Ihr es denn da?

Bleich. Natürlich ganz anders, den begraben wir mitten auf den Kirchhof mit allen Solennitäten, das Gesicht aufwärts nach dem Deckel des Sarges gekehrt, auf welchem gar schöne Reimlein stehen, wie sanft dieser entschlafen sey. —

Die nachfolgenden, welche in die Lemmer fallen, werden allenfalls mit etwas mehr Mühe heraus geholt, wenn sie nemlich ohne Gefahr zu

erlangen sind, außerdem werden sie ihrem Schicksal überlassen, denn da ist es Strafe Gottes. Sind sie tod, — wenn auch nur scheintod — so wird weiter nichts zu ihrer Belebung unternommen, sondern sie kommen in das Spritzenhäuschen, wo sie im Winter erfrieren, wenn noch etwas Leben in ihnen wäre; spürt man aber beim Herausziehen des Ertrunkenen noch einiges Leben, da sind unsere Leute sogleich beschäftigt, ihn — um das bischen Leben zu bringen. Sie stürzen ihn nemlich sogleich um, oder rollen ihn auf einer Tonne so lange, bis das Wasser, und gewöhnlich die Seele zugleich mit heraus geht.

Tixler. Ganz natürlich, so einem muß ja der Schlagfluß auf der Stelle rühren!

Bleich. Ich habe so manchmal meine Betrachtung darüber, wenn ich unsern dicken Braumeister aus dem Gasthofe wackeln sehe, der gewiß den Bauch bis oben an voll Bier hat, und denke: Wenn man den stürzen oder rollen wollte, er müßte augenblicklich seinen Geist aufgeben; allein den legt man zum Glück sanft in sein Bette!

Mien=

Mienchen. Fallen denn nicht manchmal auch Kinder in die Lemmer?

Bleich. Nein, die hüten sich schon; die gehen so leicht nicht an den Fluß; aber sie wissen auch: warum. Schon von Kindesbeinen an wird ihnen von den Wassernixen vorgesagt, die in der Lemmer stecken; das sollen gar niedliche kleine hagre Weiberchen seyn, — ich habe sie nie gesehen, und meine Nachbarn auch nicht, aber beschrieben hat man mir sie, — die singen und pfeifen so schön, locken die Kinderchen an sich, strecken ihre Händchen aus dem Wasser, und lassen allerlei Sachen, Aepfel, Blumen und dergleichen auf dem Wasser schwimmen. Wenn nun die Kinderchen zugreifen wollen, husch, da kommen die Nixchen mit ihren langen Händen heraus, und ziehen sie mit sich hinab in den Fluß, dann gute Nacht Jäkebchen, Evchen, oder wie du heißt. —

Ein neues Gelächter unterbrach Bleichen, der scherzend Mienchen versicherte: wenn er einmal so ein Nixchen erwischen könne, wolle er es ihr schicken; und dir Fritzchen gebe ich einen Heckthaler und ein Heckmännchen. Ein sicherer Mann in Bocksried hat mich versichert, wer der-

gleichen bei sein Geld lege, da vermehre es sich, ohne daß man wisse, wie? Ich kann es nicht sagen, denn es hat mir meinen Lehrjungen sein Vater einen solchen mit unter dem Lehrgeld gegeben, aber er hat bei mir nichts geheckt. Es wird ja wohl mit dem Heckmännchen seyn, wie manchmal beim Rindvieh, das gelle geht. — (Er brannte seine Tabackspfeife wieder an.) Nicht wahr, ich habe viel in der Zeit gelernt, wo wir uns nicht gesprochen haben? das will ich meinen. Aber nun laßt uns auch von etwas andern sprechen.

Dies geschahe. Man verplauderte den Rest des Abends noch sehr vergnügt dahin. Endlich schlug es würklich zwölf Uhr. Da nahmen die Freunde herzlichen Abschied von einander, und Gleich, nachdem er einige Stunden geschlafen hatte, wanderte am folgenden Morgen bald früh mit tausend Grüssen und allerlei Geschenken an Weib und Kinder bepackt wieder nach Bocksried zurück.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lossius, Rudolph Christoph,

Meister Liebreich ein nützliches moralisches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien

Bd.: 2

Gotha 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.378(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301538-7